Die Christliche Welt

Protestantische Halbmonatsschrift

BEGRÜNDET VON MARTIN RADE / HERAUSGEG. VON HERMANN MULERT

3. Oktober 1936 — Unser 50. Jahrgang — Nummer 19

INHALT

Die Gottesstraße . . . . . Reinhold Braun
Nach dem Erntedankfest . . . . . Ulrich Boettcher
Der Christ und die materiellen Güter . . . . . Friedrich Daab
Indisches Tanzgastspiel . . . . . Bernhard Martin
Zur deutschen Meister-Eckhart-Forschung . . . . . Käte Nadler
„Organ des Evangelischen Bundes" . . . . . Martin Rade
Etwas vom Paradiese . . . . . Raimund Eberhard
Geschichtliche Wahrheit . . . . . Rudolf Herrmann
Die Reichstagung des Gustav-Adolf-Vereins in Kassel Karl Bachmann
Die Großen Deutschen (Andreas-v. Scholz) . . . . . Walther G. Oschilewski
Für Gerechtigkeit und Mäßigung im Kirchenkampf . . . . . .

Blick in die Welt – Urkunden

Bücher und Schriften – Chronik – Verschiedenes – Versammlungskalender – Anzeigen

LEOPOLD KLOTZ VERLAG / GOTHA

Postverlagsort Leipzig

gegründet 1886, wird herausgegeben von Professor D. Hermann Mulert. Sie erscheint halbmonatlich und kostet RM 4.50 im Vierteljahr.

Schriftleitung: Leipzig-Markkleeberg 1, Hindenburgstr. 34.

Verlag: Leopold Klotz, Gotha. Auslieferung Leipzig, Frommannstraße 2a.

Bezug der „Christlichen Welt" kann durch alle Postämter, Buchhandlungen oder unmittelbar durch den Verlag erfolgen. Bei Zustellung als Drucksache kostet sie vierteljährlich RM 4.50 zuzüglich Porto; Einzelheft 80 Pfennig.

Postscheck: Erfurt 4754, Zürich VIII, 12267.

Reklamationen richten die Postbezieher zuerst an das zuständige Bestellpostamt, dann erst an den Verlag.

Anschriftsänderung möglichst vor Wohnungswechsel an die Post, Buchhandlung oder den Verlag weitergeben. – Im Falle einer Behinderung des Erscheinens durch höhere Gewalt haftet der Verlag nicht!

Einsendungen von Manuskripten und Rezensionsexemplaren an die Schriftleitung in Leipzig-Markkleeberg. Manuskripte ohne Rückporto werden nicht zurückgesandt.

D. A. 2600 III. Vj. 36 – Verantwortlich für die Anzeigen (außer Verleger-, Stellenmarkt-, Wohnungs-, Gelegenheits- und Familienanzeigen) Dipl.-Kaufmann Erwin Müller, Berlin W 9, Potsdamer Straße 138.

Anzeigengebühr (nach Preisliste 3): die ganze Seite RM 120.— brutto. Seitenteile entsprechend.

Das Christentum ringt um seinen Bestand

¶ Was not tut, ist eine Erneuerung und Vertiefung des protestantischen Gedankens in allen Teilen unseres Volkes.

¶ Eine wesentliche Hilfe bietet dazu eine christliche Zeitschrift von der Grundhaltung der Christlichen Welt. Ihre geistige Spannweite, ihre Treue zum christlichen Erbe unseres Volkes, ihr Gerechtigkeitssinn gegenüber anderen Glaubensgemeinschaften und Weltanschauungen, ihre freudige Weltbejahung und ihr Eintreten für Gewissensfreiheit haben durch fünf Jahrzehnte hindurch ihr die Liebe ihrer Leser erworben und erhalten.

¶ Helfen auch Sie mit, die „Christliche Welt" immer mehr zu verbreiten. Der Beginn eines neuen Vierteljahres bietet manchem willkommene Gelegenheit zur Bestellung eines Probe-Vierteljahres.

LEOPOLD KLOTZ VERLAG GOTHA

Evangelisches Fröbelseminar · Kassel

Sozialpädagogisches Seminar, Hauswirtschaft. Vorstufe 1 Jahr, für Abiturient. ½ Jahr. Kindergärtnerinnen-Hortnerinnen-Kursus 2 Jahre, für Absolventinnen der 3jährigen Frauenschule verkürzt. Lehrgang 1½ Jahr. Jugendleiterinnenkursus 1 Jahr (Beginn Oktober 1936). – Internat. Prospekte durch F. Dierks, Oberin.

Alte Jahrgänge Christliche Welt

billig abzugeben!

1890–1906 (17 Bände) in Originaldecke gebunden. 1909–1915, 1918, 1921–1924 (12 Bände) lose. 1925–1927, 1929, 1931 (5 Bände) kartoniert. Freundliche Angebote unter U. N. 19 an den Verlag

Admiral TOGO

Biograph. d. berühmt. jap. Admir., d. Aufstieg d. jap. Nation Von R.V.C. Bodley / „Das Buch hat mich aufs Höchste interess." (Walter v. Molo) / Ein neues Herbig-Buch / Mit 20 Abb. RM 8.–

Ich suche für meine unbedingt zuverlässige, in allen Zweigen des Haushalts erfahrene 38jährige

Haushaltspflegerin

(Hausdame) Stellung in frauenlosem Haushalt, am liebsten zu Kindern, die sie körperlich und geistig mütterlich betreuen würde.

Frau Oberregierungsrat Ufer, Godesberg am Rhein, Lessingstraße 5

Die Christliche Welt

Protestantische Halbmonatsschrift

BEGRÜNDET VON MARTIN RADE / HERAUSGEG. VON HERMANN MULERT

Nummer 19 | Gotha, 3. Oktober 1936 | 50. Jahrgang

Inhalt: Die Gottesstraße [Sp. 865] — Nach dem Erntedankfest [Sp. 865] — Dennoch Gottes Kinder [Sp. 868] — Der Christ und die materiellen Güter [Sp. 869] — Indisches Tanzgastspiel [Sp. 873] — Zur deutschen Meister Eckhart-Forschung [Sp. 876] — Bitte an den Schlaf [Sp. 880] — „Organ des Evangelischen Bundes" [Sp. 881] Etwas vom Paradiese [Sp. 888] — Geschichtliche Wahrheit [Sp. 891] — Die Reichstagung des Gustav Adolf-Vereins in Kassel [Sp. 897] — Die großen Deutschen [Sp. 899] — Blick in die Welt [Sp. 900] — Bücher und Schriften [Spalte 903] — Chronik [Spalte 905] — Für Gerechtigkeit und Mäßigung im Kirchenkampf [Spalte 909] — Urkunden [Spalte 910] — Verschiedenes [Spalte 910] — Versammlungskalender [Spalte 912] — Anzeigen

Die Gottesstraße

Den schreckt kein Sturm, wie wild er weht,
und der verirrt sich nimmermehr,
der nach des Tages Kreuz und Quer
ein Stündlein Gottesstraße geht.

Und schritte er gleich taub und blind,
er wallt und wandert tief durchglänzt
und fühlt sich selig unbegrenzt,
und ihm erklingt der Sternenwind.

Die Unruh sinkt. Es steigt die Ruh.
Trostblüten streifen sein Gesicht.
Er betet, und er spricht doch nicht.
Gott-Vater wandelt auf ihn zu.

Reinhold Braun

Nach dem Erntedankfest

Sorget nicht für euer Leben, was ihr essen und trinken werdet, auch nicht für euren Leib, was ihr anziehen werdet. Sehet die Vögel unter dem Himmel an, sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen und euer himmlischer Vater nähret sie doch. Schauet die Lilien auf dem Felde wie sie wachsen, sie arbeiten nicht, auch spinnen sie nicht. Matth 6, 25, 26, 28

Wir kommen vom Erntedankfest her. Die Ernt ist nun zu Ende, der Segen eingebracht. Für ein ganzes Jahr hat Er uns nun den Tisch gedeckt. Und deshalb haben wir in Stadt und Land ein Loblied gesungen dem Geber aller guten Gabe. Angesichts der unsere Erwartungen übertreffenden und unseren Kleinglauben beschämenden Segensfülle war das nicht schwer. Er hat es uns leicht gemacht, an den verborgenen Zug seiner Vaterhand auch in der Schöpfung zu glauben. Dieweil Du siehest, glaubst Du ...

Und doch, wir müßten nicht Menschen sein, würden nicht in unseren Herzen bereits wieder allerlei Gedanken und Befürchtungen laut. Dieselben Stimmen, die eben noch lobten und dankten, fragten bereits wieder: „Was werden wir essen, was werden wir trinken, womit werden wir uns kleiden?" Es ist der Kleinglaube (nicht der Unglaube, wie manche unserer heutigen Theologen sagen würden), der so spricht. Der kommende Winter wirft seine Schatten voraus; große und schwere Schatten. Freilich, nach menschlichem Ermessen werden uns Mangel und Not erspart bleiben; allein die dritte dieser unheilvollen Goetheschen Gestalten hat sich noch allezeit gerüstet zu ihrem Gang durch Stadt und Land. Ihren Schwestern mag der Zutritt verwehrt sein, sie selber ist noch nie ausgeblieben:

Ihr Schwestern, ihr könnt nicht und dürft nicht hinein,
Die Sorge, sie schleicht sich durchs Schlüsselloch ein.

In dieser Lage trifft uns Jesu Wort „Sorget nicht!" Ist es die Lebensweisheit eines weltfremden Idealisten, die so spricht, eines Schwärmers, der sich im Grunde genommen ganz wohl dabei fühlt, der Vögel und Füchse Bruder und Geselle zu sein? Nein! „Es ist genug, daß ein jeglicher Tag seine eigene Plage habe." Wer so redet, ist weder Schwärmer noch Utopist. Das ist die Sprache eines, der mit beiden Füßen auf dem Boden der Wirklichkeit steht.

Ist es der Ausdruck einer optimistischen Lebenshaltung, wie sie in den damaligen Zeiten durch die andersartigen wirtschaftlichen Verhältnisse möglich, ja gerechtfertigt war? Wie sie aber für uns Heutige nicht nur nicht unangebracht, sondern geradezu frevelhaft zu befolgen wäre? Dieser Einwand klingt bestechend, allein auch er trifft nicht zu. Gewiß: es gab damals keine Devisenschwierigkeiten, keinen Vierjahresplan der Wirtschaft. Dennoch war der Mensch deshalb nicht sorgenfrei. Er hatte ein Herz gleich wie wir. Und dieses Herz war, gleich unserem Herzen, von Natur aus auf die Dinge dieser Welt gerichtet und darum voll Sorge von Morgen bis Mitternacht.

Ist es nicht letztlich doch ein Rückfall in eine seichte aufklärerische Theologie, die auch im Leben von Pflanze und Tier Gottes Vatergüte meint ablesen zu können und die kein Ohr hat für das ängstliche Seufzen und Harren der Kreatur? Und hat Gott nicht gerade diese

Theologie durch das Erdbeben von Lissabon von der „Sandbank der natürlichen Offenbarung" (wie Albrecht Ritschl sagte) wieder in die tiefen Wasser echten Glaubensverständnisses geleitet? Hat er uns nicht durch mancherlei Erdbeben in den Kriegsjahren und Nachkriegsjahren die Rückkehr zu einer solchen Naturfrömmigkeit abgeschnitten? Was Wunder, wenn manche Theologen der Gegenwart diesem Worte Jesu gegenüber mißtrauisch werden, es am liebsten nicht im Neuen Testament sähen? „Jedenfalls kein Text für eine christliche Predigt", hörte ich sagen.

Wir kennen alle diese Stimmen. Sie sind eben die Antwort auf eine allzu starke Ausweitung und Entleerung der christlichen Botschaft in der Theologie einer hinter uns liegenden Zeit. Sie bedeuten Gegenwirkung und Gegenschlag. Freilich, sie sind es nicht in Form einer besonnenen Richtigstellung und verständnisvollen biblischen Ausrichtung, sondern in Gestalt einer nicht minder gefährlichen theologischen Verkürzung und marcionitischen Verengung des Offenbarungsbegriffes, die Gefahr läuft, sich freiwillig eines großen Rechtes und Vorrechtes zu begeben. Die Gotteserkenntnis wird beschränkt auf die Heilserkenntnis. Hinter der Offenbarung durch das Wort tritt diejenige durch die Tat, d. h. das Werk der Schöpfung zurück. Der erste Artikel, wofern er nicht ganz unter den Tisch fällt, tritt hinter den zweiten, wird mit ihm vertauscht und nicht als Grundlage des zweiten betrachtet. Die Erlösung wird nicht in die Schöpfung, sondern die Schöpfung in die Erlösung eingeordnet. Man meint, nur noch in Form einer Alternative von Jesus oder der Natur, Jesus oder der Geschichte reden zu können, anstatt, wie es die Bibel tut, von einer einheitlichen, sich in Natur und Geschichte und eben deshalb auch in Jesus Christus, als ihrer Vollendung, sich vollziehenden Offenbarung Gottes zu sprechen.

Derselbe Gott, der sich in Jesus Christus offenbart, offenbart sich uns auch in der Schöpfung. Deshalb ist das, was uns Jesus von den Vögeln unter dem Himmel und von den Lilien auf dem Felde kündet, letztlich doch auch eine christliche Predigt, beruhend auf der einen Offenbarung des einen Gottes. Wir sagen, es ist Offenbarung, denn mit dem Wissen darum, daß wir von Mächten und Gewalten abhängig sind, die stärker sind als wir, mit dem Wissen um das Irrationale und Ruminose ist der Begriff des Schöpfers noch nicht erreicht. So betrachtet, ist aber das Wort Jesu „Sorget nicht!" keine Nützlichkeitsmoral, kein schwärmerischer Optimismus, sondern ein im Schöpferwillen Gottes begründeter Befehl.

Sorget nicht! Das heißt nicht: legt die Hände müßig in den Schoß und wartet, daß sich die Arbeit von selber erledigt! Das heißt nicht: Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot! So zu reden ist nicht Jesu Art. Er hat niemals Freibriefe für Faulenzer und Tagediebe gegeben. Was er sagt, ist in der Schöpfung begründet. Er zieht deshalb für einen Augenblick die Hülle, die über das stumme Geheimnis der Natur gebreitet ist, weg und zeigt seinen Jüngern die sich im Laufe der Natur offenbarende Vorsehung und Fürsorge des Schöpfergottes. Sehet die Vögel unter dem Himmel ... Sehet die Lilien auf dem Felde...

Er sagt das nicht mit Sentimentalität im Stile eines romantischen Schwärmers, er folgert auch nicht, daß Arbeitslosigkeit und Nichtstun Idealzustände seien. E weiß, auch ein Vogel und eine Lilie haben ihre Aufga ben. Luther sagt einmal:

Dennoch ist ein Vogel nicht ohne Arbeit. Er treibet das, daz er geschaffen ist, nämlich, daß er Junge zeuge, sie ernähre un singe unserm Herrgott ein Liedlein dafür. Hätte ihm Gott meh Arbeit aufgesetzt, so täte es auch mehr. Frühe stehet es auf, un setzet sich auf einen Zweig und singet den Gesang, den es gelern hat und weiß von keiner Speise und sorget auch nicht drauf. Da nach, wenn es hungert, so fleugt es dahin und sucht ein Körnlein Da hat ihm Gott irgendeines hingelegt, da es nicht gedachte, d es sang, und hätte doch Ursach genug gehabt, daß es gesorg hätte. Ei, schämt euch nun, daß die Vöglein frömmer und gläu biger sind denn ihr!

Und ist es mit der Lilie auf dem Felde nicht ähnlich? Unter der Überschrift „Wie ich sehend wurde" hat Rad in Nr. 22 der Christlichen Welt 1934 von der steten uni doch so unscheinbaren und geheimnisvollen Arbeit i der Pflanzenwelt geschrieben. Ja, in der Tat, darin be steht nun eben einmal die Arbeit der Lilie, daß sie mi ihren kleinen Wurzeln aus den Tiefen des Erdreiches ihre Nahrung holt und dann nichts weiter tut, al blüht zur Ehre Gottes, ein Juwel an seinem Schöpfer kleide. Auch hier gilt das Wort Luthers: „Hätte Got ihr mehr Arbeit aufgesetzt, sie täte auch mehr."

Wir lassen die Frage offen, inwieweit eine Erkenntnis Gottes aus der Natur auch solchen Menschen möglich ist, die Jesus nicht kennen. Dies jedenfalls ist sicher: mit Jesu Augen gesehen, ist die Natur eine Offenbarung Gottes. Vögel und Blumen sind von Jesus erweckte Prediger der Schöpfergröße Gottes: „Du Menschenkind, voll Sorge und Mühe, voller Angst und Kleinmut und Sorge von Morgen bis Mitternacht, laß Dich nicht beschämen durch uns! Lerne von uns: wenn Du nun alles getan hast, was Du zu tun schuldig warst, wenn Du alles erfüllt hast in Deinen Grenzen, was Gott der Herr Dir an Arbeit aufgetan hat, dann quäle Dich nicht mit Sorgen, dann laß die Gedanken, was daraus wohl werden möchte. Dann überlaß das Andere Gott. Du wirst es doch nicht ändern. Dein Sorgen wäre sonst Mißtrauen gegen Gott und damit Sünde."

Der Wolken, Luft und Winden
gibt Wege, Lauf und Bahn,
der wird auch Wege finden,
da dein Fuß gehen kann.

Sorget nicht ... Sehet die Vögel unter dem Himmel ... die Lilien auf dem Felde...

Ulrich Boettcher

Dennoch Gottes Kinder

Wir sind, auch als abgefallene, in die Irre gegangene, in alle Zivilisations- und Kulturnöte verlorene Menschen doch Gottes Kinder, weil wir seine Geschöpfe sind. Weil unser eigner Geist, wenn wir es auch übersehen und lange vergessen haben, verwurzelt ist in Gottes Geist, kann uns Gottes Geist treiben d. h. suchen, finden, führen, in uns Heimweh, Sehnsucht zunächst nur nach dem Brot der Tagelöhner, dann aber Entschluß zur Umkehr und zur Reue wecken. Der verlorene Sohn ist das Kind des Vaters; wenn er es nicht wäre, so könnte er gar nicht sagen: „Ich bin nicht wert, daß ich dein Sohn heiße."

Rudolf Schwarz, Kirchenbl. f. d. ref. Schweiz 1936, Sp. 226

Der Christ und die materiellen Güter

Der Christ und die Welt – kein neues Thema! Vielmehr genau so alt und auch so jung wie die Erscheinung Jesu Christi selbst. Aber auch so zeitgemäß wie nur je. Es gibt im Grunde in der ganzen Geschichte der Christenheit nur ein einziges Problem, und dieses lautet: wie gebraucht der Christ die Welt, und umgekehrt: wie gebraucht die Welt das Christentum? Auf einen vorläufigen kurzen Ausdruck gebracht wird die Antwort heißen: Es ist kein Weltzustand, der das Christentum intensiv gebraucht und noch weniger ist ein Christ, der die Welt intensiv gebraucht. Einer, der intensiv Christ sein wollte, hat dazu gesagt: „Wir brauchen's nur zur Not." Und ein arbeitsreicher, unermüdlicher und um die Welt sich mühender Mann, der zugleich ein so deutscher Mann war, Paul de Lagarde, wehrt sich heftig gegen „die brutale Tyrannei des Allgemeinen, dessen, was die alte Kirche Welt nennt, mag diese Welt sich als Gewohnheit, Mode, Sitte, Kultur, Gesellschaft, Staat, Kirche verkleiden". Er betont: „Jeder, der Gott folgen und Gottes Leben leben will, entsagt damit der Welt und allem, was sie bietet und fordert." Wäre es nun nicht seltsam, wenn solcher Gehorsam gegen Gott und der Dienst in der Welt das gleiche Verhalten des Menschen zur Voraussetzung haben sollte? Und doch geschieht dieses Seltsame, indem Goethe, er, der die Tugend des tätigen Lebens für unentbehrlich erklärte, das Paradox trägt, daß der Diener der Welt der Welt entsagen muß: „Wer für die Welt etwas tun will, darf sich nicht mit ihr einlassen" – und seinem letzten großen Roman die Überschrift gibt: „Die Entsagenden."

Aber ist das alles etwas anderes als nur ein spätes, jedoch starkes Echo des urchristlichen Enthusiasmus, der sich gebietet: „Habt nicht lieb die Welt, noch was in der Welt ist. So jemand die Welt lieb hat, in dem ist nicht die Liebe des Vaters"? Allein solcher Appell an den Willen des jungen Christentums konnte nur Befolgung finden, weil er aufgenommen wurde von der Überzeugung, daß die Welt nicht bloß vergänglich sei, sondern auch bald vergehen werde. Lapidar und unwidersprechlich bringt das der Apostel zum Ausdruck, wenn er an die Korinther schreibt: „Das Wesen dieser Welt vergeht."

Trotzdem ist diese Überzeugung dem späteren, geschweige denn den meisten heutigen Christen abhanden gekommen. Sie warten nicht mehr eines neuen Himmels und einer neuen Erde. Trotz aller Empfindung von der Unbeständigkeit und Unsicherheit der Zustände und Verhältnisse des menschlichen Daseins: den Untergang ihres Schauplatzes, der Erde, nehmen wir praktisch nicht in Aussicht und in Rechnung. Die Welt dünkt den Menschen noch fest und sicher genug, daß er auf sie zählen und gerade in ihr sich zurechtfinden kann. Dabei ist der Glaube an eine moralische Weltordnung, wie ihn die Aufklärer hatten, zurückgetreten; dagegen hat sich eine Wiederentdeckung und Neuschätzung der Schöpfungsordnung eingestellt, wenn man will, ein moderneres Bekenntnis zu einer mystischen Naturgottheit oder zur Gott-Natur[1].

Infolgedessen ist auf der ganzen Linie ein Rückzug aus dem Übersinnlichen in das Gebiet des Natürlichen erfolgt. Es braucht dabei nur als Hauptsymptom an die große völkische Bewegung gedacht zu werden. Soweit sie religiös gestimmt ist, gründet sie sich auf den Glauben an Gott, den Allmächtigen, Schöpfer der völkischen Eigenarten, der Menschenrassen im Allgemeinen und der nordischen Rasse im Besonderen. Wie stellt sich der Christ dazu? Er wird diesen Glauben an seinem Gottesglauben prüfen, und wenn er in physiologischer und eugenischer Hinsicht hier eine notwendige Forderung und Förderung der leiblichen Wiedergeburt und völkischen Gesundung anerkennen muß, so wird er doch diesem neuen Dogma von der Natur gegenüber den Vorbehalt machen müssen, daß dabei dem Evangelium, dessen Botschaft der Menschenseele und der Seele aller Menschen gilt, sein oberstes Recht gewahrt bleibt und daß der Selbständigkeit des sittlichen Bewußtseins kein Abbruch geschieht.

Der Christ wird fragen: Wieviel Freiheit und Recht kann ich dem ganzen Gebiete der Leiblichkeit einräumen? Der Diesseitsgläubige wird aus der Pflege des Leibes einen Hauptartikel machen: Sport, Gymnastik, Hygiene, Kosmetik. Alles angenehme und nützliche Bestrebungen, aber als Lebensprinzip können sie nicht gelten, am allerwenigsten als notwendiger Bestandteil einer christlichen Lebensführung, zumal sie bei den nichtchristlichen Völkern eine mindestens ebenso hervorragende Rolle spielen und da, wie bei den Hellenen, fest eingeordnet erscheinen in den ganzen Lebensaufbau. In dem oft angeführten Worte des Römers Juvenal: mens sana in corpore sano[2], ist die Verbindung eng gezogen. Doch liegt offensichtlich der Ton auf dem ersten Teil, daß ein gesunder Körper nicht ausreiche, wenn er nicht Träger einer gesunden Seele ist. Womit das christliche Urteil durchaus einverstanden sein kann. Der Grieche mischte beides noch enger und schuf dafür den Begriff der Gutschönheit, an der Leib und Seele in einem Anteil haben. Jesus würde diese Gleichsetzung so nicht vollzogen haben. Er hatte gewiß einen ausgeprägten Schönheitssinn, mehr als andere Menschen seiner Zeit, er war nicht umsonst Künstler von Gottes Gnaden. Es sei nur an das eine Wort erinnert: Sehet die Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen! Ich sage euch, daß auch Salomo in aller seiner Herrlichkeit nicht bekleidet gewesen ist wie derselbigen eins. Ob Jesus in gleicher Weise ein Auge gehabt hätte für die Schönheit des Leibes, wage ich nicht zu entscheiden. Hier warnt sein Wort: „Wer ein Weib ansieht, ihrer zu begehren!" Aber ist es nicht der Schöpfer selbst, der dem Weibe seinen Reiz gegeben hat? Wie nun, wenn das Weib seinen Reiz trägt oder etwa durch die Art, sich zu kleiden, betont? Sündigt sie? Oder wie, wenn der Mann, der die Begehrlichkeit des Weibes schätzt, solchen Reiz herausfordert? Hier liegen ungelöste Probleme, die auch das Christentum nicht gelöst hat. Der Christ weiß: wenn irgend etwas in dem Bereich des geschöpflichen Lebens gottgewollt genannt werden kann, so ist es hier im Geschlechtlichen der Fall. Allein, wo liegt da der Wille Gottes? Zugegeben, daß das Natürliche zu seinem

[1] Allerdings ist durch die Theologie der Krisis auch eine völlig andere Denkweise aufgekommen: Ablehnung aller Mystik und Naturfrömmigkeit, strenge Konzentration der Gedanken auf das Heil in Christus, bewußte Erneuerung der eschatologischen Stimmung. Aber es sind engere kirchliche Kreise, in denen es so steht. DH

[2] Gesunder Geist in gesundem Körper.

Rechte kommen muß; doch ist fraglich, wie weit das Natürliche, das zum Teil neu zurückgewonnen ist, seinen naiven und zugleich sittlichen Charakter bewahrt und nicht etwa die Sittlichkeit gefährdet.

Wie dem auch sei: wenn die völkische Bewegung dazu beigetragen hat, dem Schöpfergott seine Ehre zurückzugeben, so hat sie etwas ans Licht gestellt, was im Grunde verborgen stets vorhanden war. Man kann fast sagen: Was als christlicher Glaube da ist, das beschränkt sich bei sehr Vielen auf den Glauben an Gott, den Allmächtigen, Schöpfer Himmels und der Erde, der Natur und des natürlichen Lebens. Selten findet sich ein Christ, der aus der Gewißheit der erfahrenen Heilsgnade Gottes lebt. Auch im Vaterglauben denkt man entsprechend dem Vaterbegriff des ersten Artikels im Katechismus an die Versorgung, nicht an die Versöhnung, und traut Gott zu, daß er die Befriedigung der natürlich-leiblichen Wünsche des menschlichen Daseins als bevorrechtigte Forderungen anerkennt. So war es von je. Inzwischen ist eine verstärkte Verehrung der Leiblichkeit eingetreten auf Kosten der seelischen Mächte und Rechte.

Nähert man sich auf diese Weise nicht wieder der längst überwunden geglaubten Vorstellung, wonach die materiellen Vorgänge im Körper das eigentlich wirkliche Leben bedeuten, und gibt dann auch denen Recht, die sozusagen die materiellen Vorgänge im Volkskörper, die ökonomischen Bewegungen für die entscheidenden und treibenden Kräfte erklären, während die geistigen Erscheinungen eben nur als Erscheinungen, nämlich Reflexe der materiellen Funktionen im Bewußtsein zu bewerten seien? Diese Theorie, die keinen geringen Einfluß auf die wirtschaftliche und soziale Entwicklung ausgeübt hat, ist, noch abgesehen von ihrer atheistischen Tendenz, viel zu einseitig, um auch nur als Hypothese der komplizierten Mannigfaltigkeit der Menschheitsgeschichte gerecht zu werden. Aber selbst bei denen, die sie ablehnen und den Materialismus als Weltanschauung verwerfen, haben die materiellen Anforderungen, die das Dasein heute an den Menschen stellt, oft einen praktischen Materialismus erzeugt, der unwillkürlich die natürlichen Lebensinteressen als die vorzüglichen rechtfertigen möchte. Wie der Riese Atlas trägt die Wirtschaft, besonders die Industrie den Bestand der materiellen Lebensordnung. Hier ist eine ungeheure Macht am Werke, dem Menschen die Welt untertan zu machen, eine Weltüberwindung ohnegleichen. Eine Weltüberwindung, vor der auch der Christ staunend steht, aber zugleich mit einem bestimmten Unbehagen. Er kann und will sie nicht rückgängig machen. Aber er fragt: kann dagegen jene Weltüberwindung aufkommen, von der Jesus und der Glaube reden, in der der Christ der Welt entsagt und ihrer Herr wird, eine ganz andere Weltbezwingung als die, in der der Mensch die materiellen Mittel, Stoffe und Kräfte erobert und gebraucht? Wer in der technischen und wirtschaftlichen Weltüberwindung die Offenbarung einer göttlichen Macht und Größe erleben und erkennen will, der erlebt sie innerhalb des Lebensraumes des leiblichen Daseins. Das mag groß und viel sein, ist aber nicht genug. Man muß als Christ Gott erleben innerhalb der seelischen Sphäre und ihrer reichen Geschehnisse.

Von diesem inneren Erlebnis ist die Entwicklung abgerückt. Das geht so weit, daß der Mensch Gott sogar aus dem Lebensraum der leiblichen Welt verdrängt. Er hat die Natur entgöttlicht und seine Werkstatt in die Schöpfung hinein erweitert, in die Erdoberfläche und das Erdinnere; da braucht er seine Hände und wendet seine Methoden an und stellt seine Maschinen auf. Er ist es, der die Schätze der Erde produziert und die Lebensmittel auf dem Acker herstellt. Die Gottesgabe ist Menschenwerk und Menschenware geworden. Man kalkuliert aus Gewinn und Verlust den Preis bei dem Geschäft. Selbst die Landwirtschaft ist in diese Aufhebung des göttlichen Urgrundes und der göttlichen Ursächlichkeit hineingeraten. Was dem Industriellen sein Werk, das ist dem Bauern seine Scholle geworden. Auch der christliche Fabrikant und der christliche Bauer verschließt sich dieser modernen Auffassung nicht und macht sie unbedenklich mit. Hier zeigt sich ein Stück der allgemeinen Säkularisierung, die sich innerhalb der Menschenwelt und Menschenumwelt vollzieht.

Auch der Christ kann sich nicht isolieren, gehört dieser Erde und ihrem Betriebe an durch Arbeit und Verdienst, Erwerb und Besitz. Darum setzt der erste Artikel im Katechismus voraus, daß der Christ bestimmte Dinge sein Eigen nennen darf. Ist das nur geschichtlich gegeben und üblich oder hat es sittliche Berechtigung? Läßt sich vom Glauben aus auch etwas ausmachen über die beste Form des Eigentums? Ich glaube, es ist Schiller, der einmal den Satz aufstellte:

> Etwas muß er sein Eigen nennen
> Oder der Mensch wird sengen und brennen.

Dieser Satz rät wohlweislich zum Eigentum, aber mehr aus gesellschaftlicher Klugheit als aus sittlicher Notwendigkeit. Doch werden für die Vorzüglichkeit des Privateigentums beachtenswerte psychologische und volkswirtschaftliche Gründe angeführt. Kann vom christlichen Standpunkt aus eine bestimmte Form des Besitzes gefordert werden? Die ersten Christen schlossen sich im Enthusiasmus der jungen Liebe zur Gütergemeinschaft zusammen und waren überzeugt, darin die ihrem neuen Glauben entsprechendste Form des Besitzes gefunden zu haben. Die Apostelgeschichte 4, 32 erzählt: „Die Menge der Gläubigen war Ein Herz und Eine Seele. Auch sagte keiner von seinen Gütern, daß sie sein wären, sondern es war ihnen alles gemein." Sie haben damit das christliche Ideal aufgestellt. Wenn sie in der realen Welt, wo hart im Raume sich die Sachen stoßen, kein Glück damit hatten, so beweist das nichts gegen die Genialität des Gedankens. Christlich gedacht gibt es kein Privateigentum. Denn da heißt's nie: mein, sondern immer nur dein! Von den ersten Christen steht zu lesen: „Ihre Güter und Habe verkauften sie und teilten sie aus unter alle." Gewiß ist das Kommunismus. Aber nicht jener Kommunismus, der sich auf Zwang und zwangsmäßige Gleichmacherei gründet, sondern etwa das Gegenteil: ein Kommunismus aus der freien Gesinnung der Nächstenliebe. Ist ein solcher Kommunismus, wie ihn diese christliche Gütergemeinschaft darstellt, die dem Christentum am meisten verwandte Gesellschaftsordnung? Aber im heutigen Kommunismus heißt es: meins und deins sind eins. Doch im Christentum gilt nur: deins! Der Grundsatz ist klar, und wenn die Erde der Schauplatz des vollendeten Gottesreiches wäre, dann wäre kein Zweifel an seiner Durchführbarkeit. Aber in dieser geschöpflichen unvollkommenen Welt entstehen tausend unüberwind-

che Schwierigkeiten und Hemmnisse, und es wird im-
er auf einen Kompromiß hinauslaufen. Doch darf er
nser christliches Gewissen nicht einschläfern, das auf
ne gerechte Verteilung der Güter achtet.

Was die Unruhe in der Uhr ist, das ist im Erden-
etrieb das Geld: wohl der Regulator, aber zugleich
mmer der Unruhstifter. Durch das Geld ist der Christ
die kapitalistische Weltordnung verflochten, denn mit
em Geld reichen wir der kapitalistischen Weltauffas-
ng mindestens den kleinen Finger. Weil nun aber der
apitalismus naturgemäß seiner Tendenz und seinem
neren Geflecht nach dem Materialismus zuneigen
uß, so entsteht die Frage: ist Kapitalismus mit dem
hristentum vereinbar? Praktisch geben wir täglich die
ntwort darauf im bejahenden Sinne. Aber was sagt
as christliche Gewissen dazu? Dem Geldwesen kann
an wohl mit dem Kopfe, aber nicht mit der Seele bei-
mmen. Der Christ schwankt in diesem Geldwesen im-
er zwischen Kopf und Seele, und die Seele wird im-
er den Kopf beunruhigen mit der Frage: wie weit
arf ich mehr Geld haben, überhaupt mehr Besitz ha-
en, wie weit darf ich besser leben als mein Mitmensch?
ualitätsarbeit und Qualitätsstellung scheint eine hö-
ere Entlohnung zu rechtfertigen. Aber so wird das
roblem vielleicht volkswirtschaftlich gelöst, kaum mo-
alisch, jedenfalls nicht christlich entschieden. Jesus sagt:
Verkaufe alles, was du hast und gib es den Armen!"
ch weiß sehr wohl, daß man die Allgemeingültigkeit
nd Jederzeitigkeit dieses Jesuswortes bestreitet. Aber
abei bleibt man die Antwort schuldig auf den Vor-
alt: wann, wem und wie gilt das Wort Jesu? Ein-
al und irgendwie muß es doch Anwendung finden.
Wann und wem?

Prinzipiell macht es dabei keinen Unterschied, ob ich
el oder wenig besitze. Aber der Reichtum steigert noch
e Schwierigkeit und die Frage wird noch dringlicher:
Reichtum vereinbar mit christlicher Überzeugung?
esus sagt: „Wie schwer werden die Reichen ins Him-
elreich kommen! Wehe euch, ihr Reichen!" Habe ich
s Christ das Recht auf Luxus, Behagen und Ele-
anz? Ins Geistige übertragen wird der Luxus zu
ultur und Kunst. Kann ich in geistigem Genuß schwel-
en, solange Menschen neben mir Mangel und Ent-
ehrung leiden? Mich mit Geschmack und Aufwand klei-
en, solange neben mir Menschen in Armut und Elend
ecken? Kann ich mir eine Wohnung vornehm und stil-
oll einrichten, solange neben mir Menschen in schlech-
n Behausungen hocken? Man kann es nicht und tut es
och! Man denkt nicht daran, ein Jünger Jesu und
em gleich zu werden, der nicht hatte, da er sein Haupt
nlege.

Hier bleibt für die Christen eine quälende Frage,
n Stachel im Gewissen. Läßt sich die Spannung lösen,
erliert das Problem an Schärfe, wenn wir von den
ateriellen Gütern aufsteigen zu den ideellen? Davon
as nächste Mal.

Berlin Friedrich Daab

Indisches Tanzgastspiel

In diesen Monaten reist eine indische Tänzerin mit
ner indischen Tanzgruppe und einem indischen Or-
ester durch Deutschland. Wer die Darbietungen dieser
remden gesehen und gehört hat, wird von ihnen einen
tiefen Eindruck erhalten haben. Zwar stand man einer ganz wesensfremden und nahezu unverständlichen Kunst gegenüber und konnte die heute vielfach und dringlich betonte Wahrheit bestätigt finden, daß zwischen verschiedenen Rassen eine Kluft besteht, die durch keine Willkür überbrückt werden kann. Aber gerade dieses, was ja wahr ist, einmal aus nächster Nähe und unmittelbar zu erleben, konnte der erste Gewinn sein, den man von der eigenartigen Veranstaltung heimtrug.

Freilich ist mit der bloßen Einsicht nicht viel gewonnen, daß diese Fremden uns fremd seien, sondern aus der Anerkennung dieser Fremdheit ergibt sich die Aufgabe, wenigstens den Ansatz zu suchen, der die Fremdheit ein wenig überwinden könnte. Dieser Ansatz mag nicht in den eignen Seelengründen liegen, in denen wir ja mit dem eignen Volkstum eins sind, sondern in den eignen Seelenhöhen, die über das Eigne emporragen wie die Berggipfel über die Ebene.

In dem Orchester der Inder war kein einziges Musikinstrument anzutreffen, das unsere Augen und Ohren gewohnt sind, obwohl man die verwendeten als Trommeln, Glocken, Flöten und Saiteninstrumente bezeichnen darf. Unsere Tonskala war nirgends auch nur berührt. Eher hatte man den Eindruck einer anscheinend uralten fünfstufigen Skala, die auch kaum Harmonien in unserem Sinne suchte und nichts wollte als ein ständiges Fortschreiten in der Melodie. Die Melodie war stark von Rhythmen beherrscht, aber nun auch nicht von irgend regelmäßigen, sondern alles wogte auf und ab. Und wenn die uns heute geläufigen Rhythmen vielleicht mit den regelmäßigen Anlagen des „französischen Parks" verglichen werden können, dann diese indischen Rhythmen mit dem grenzenlos wuchernden Urwald voller Schlinggewächse. Das Orchester spielte ohne Tanz und Gesang, ganz für sich, trug außerdem einige Sologesänge ohne Tanz und war endlich dazu da, um die Tanzvorführungen zu begleiten. Das Fruchtbare seiner Befremdlichkeit lag darin, daß sie aufhorchen macht, das uns sonst so Selbstverständliche einmal in seiner Beschränktheit ahnen läßt und die Ahnung zur Bescheidenheit werden lassen kann.

Unter den fremden Formen war eine Innigkeit, eine, man möchte sagen Ur-Religiosität zu erspüren. Und wie es nicht unmöglich ist, aus den Stimmen der Vögel im Walde mehr zu entnehmen als das unmittelbar Klangliche, so mochte es auch nicht ganz unmöglich sein, hinter den fremden Formen die Stimme fremden Seelentumes und fremden Geistes zu vernehmen. Diese Kunst beruht offenbar auf uralter Tradition und enthält weniger Zutaten einzelner menschlicher Persönlichkeiten, als es bei jeder entsprechenden künstlerischen Äußerung im Abendlande der Fall ist.

Und das gilt auch für die Tänze selbst, die aus Solodarbietungen und Gruppenvorführungen bestanden. Im Ganzen konnte man den Eindruck des Feierlichen haben. Sicherlich ist diese Kunst, selbst wenn sie „Ballett" genannt wird, kultisch-religiösen Ursprunges. Im Ganzen erschien sie kaum der Willkür eines Einzelmenschen entsprossen. Die verwendeten Gebärden müssen sehr alt sein. Sie erscheinen mit bestimmtem Gehalte erfüllt, ob ihn nun der Einzelne erkennen mag oder nicht. Während man bei abendländischen Ballettdarbietungen oftmals den Eindruck haben muß, daß hinter den einzelnen Bewegungen keine bestimmten Gedanken stehen,

sondern nur der Wille zu Anmut oder Wirkung, erwuchs hier offenbar jede Bewegung aus Gedanken, womit aber nicht gesagt sein soll, daß der einzelne Tänzer oder die einzelne Tänzerin sich im einzelnen Augenblick Gedanken mache. Sondern die Gedanken stehen hinter oder über oder in ihnen, sie leben in einem Überpersönlichen. Das Subjekt ist Gefäß eines Objektiven.

Namentlich die unglaubliche Fülle der Bewegungen von Armen, Händen und Fingern war mit einem überpersönlichen Inhalte durchsetzt, den zu ahnen sehr wohltätig sein konnte, wenn er sich auch nicht rasch durchschauen ließ. Für den Geist der ganzen Unternehmung spricht es eindeutig, daß alle Darbietenden, wenn sie nach einer Vorführung durch den Beifall der Zuschauer an der Rampe erschienen, um sich zu bedanken, mit sehr ernstem Gesicht und flach gefalteten Händen, Handfläche an Handfläche, auftraten und sich gelassen verbeugten. Zur Abwechslung wurde nur mitunter zu demselben Zwecke des Dankes eine besonders sprechende Gebärde des vorangegangenen Tanzes genommen, als sollten die Zuschauer sich das Wesen noch einmal einprägen. Das ernste Gesicht schien darauf zu deuten, daß die Tänzer nicht bloß ein wenig Scheu im fremden Lande haben, sondern daß sie ihre Arbeit als eine Aufgabe betrachten. An ihrer Stirn war das Abzeichen der Priesterkaste zu erblicken. Die Tanzstoffe waren dem indischen Volksleben, aber auch der indischen Mythologie entnommen. Feierlich war alles vom Anfang bis zum Ende.

Da es sich nun um einen Einblick in eine sehr fremde Welt handelte, ist schwer zu entscheiden, wieviel Modernes, wieviel Persönliches in eine an sich fraglos alte Überlieferung hineingekommen ist. Die Tatsache, daß ein indisches Ballett in Europa reist, zeigt allein schon an, daß der Zusammenhang mit der Tradition irgendwo gebrochen sein muß. Denn der Europäer schaut solche Tänze nicht mit den Augen an, mit denen sie ursprünglich allein betrachtet werden wollten. Und der Inder weiß dieses und hält es also für möglich und richtig, dem Europäer heute zu zeigen, was ihm vor 100 Jahren noch verschlossen war. Aber selbst wenn die Künstler verhältnismäßig viel Willkür ausgestaltet haben sollten, so ist doch der Grundstock, das Grundwesen ihres Tuns von einem kräftigen Strome uralten und sehr frommen Volkstumes getragen.

Für den Europäer ist nicht das am wichtigsten, zu wissen, wieviel die Tanzführerin Menaka auf Kosten alter Tradition hinzugestaltet hat, sondern den feierlich-frommen Geist der Tänze trotz und in seiner Fremdheit möglichst zu verstehen und zu bewundern. Wir haben schwerlich von der inneren Haltung dieser Inder unmittelbar zu lernen; denn wir müssen unsere abendländischen Wege gehen wie die Inder ihre morgenländischen. Wir sollen aber auch eine fremde Wesensoffenbarung nicht nur anstarren wie ein Akrobatenkunststück oder sonst etwas, was einen überhaupt nicht innerlich angeht, sondern vielleicht auf jener Lichtbrücke ein paar Schritte zu tun versuchen, die von dem eignen Volkstum als einer besonderen Offenbarung des Göttlichen zu dem fremden Volkstum als auch einer besonderen Offenbarung des Göttlichen hinführt.

Es war sicher ein Fehler der christlichen Mission, daß sie weithin die Kultur der Missionierten geringschätzig behandelte oder gar zum Ersterben brachte. Es sind aber Formen und Wege des Christentums denkbar, bei denen sich die Völker und Rassen in ihren kulturellen Bedürfnissen und Taten frei lassen und nur in dem Bewußtsein ihrer höheren Einheit finden. Wie das Rot im Regenbogen mit dem Blau verbunden ist, indem sie eben beide demselben Farbenbogen und demselben Urlicht angehören, so sind auch wir und Angehörige eines fremden Kulturkreises trotz unserer verschiedenen Farben und Färbungen Eines in demselben Urlichte. Vielleicht ist es mit die Absicht der in Europa reisenden indischen Tänzer, dem Abendländer den Anlaß zu Ehrfurcht und innerem Abstand vor einer ihm fremden Welt zu bringen. Jedenfalls konnte als allgemeine Wahrheit und Forderung dem Tanzabend entnommen werden, daß auch das Christentum in seiner vorliegenden Gestalt noch viel Bescheidung lernen muß, wenn es je innerlich und wirklich sich über den Erdball zu verbreiten gedenkt. Und das ist der eigentliche Grund, warum an dieser Stelle über ein Tanzspiel berichtet wird. Denn das Christentum, insofern es wirklich ist, hat auch mit allem zu tun, was in der Welt ist. Es sollte sich nirgends neben die anderen Dinge stellen, sondern stets in sie hinein.

Kassel-Wilhelmshöhe Bernhard Martin

Zur deutschen Meister-Eckhart-Forschung

Meister Eckhart ist in den letzten Jahren mehr und mehr in den Mittelpunkt des Interesses, der Auseinandersetzung, des weltanschaulichen Kampfes gerückt. Seit Rosenbergs „Mythos des 20. Jahrhunderts" wird Person und Werk des Meisters stark von der Deutschen Glaubensbewegung und allen Vertretern einer neuen, artgemäßen, arischen Religion in Anspruch genommen. Zu nennen ist hier in erster Linie das Buch von Hermann Schwarz: Eckehart der Deutsche. Völkische Religion im Aufgang (1935, Berlin, Junker und Dünnhaupt. 128 S.). Schwarz führt Rosenbergs Konzeption des Meisters weiter aus. Er erblickt in ihm den einzigen und echten Wiederholer germanischer Frömmigkeit und damit den eigentlichen Propheten einer neuen deutschen Religion. Es kommt ihm auf die Widerlegung zweier entscheidender „Vorurteile" an: daß Eckhart Mystiker und daß er Scholastiker gewesen sei. Vielmehr ist ihm dies wesentlich: „Eckeharts Lehre ist ein Mythos der wesenden Tiefe, die zu handelnder Ewigkeit wird" (S. 29). Und an die Stelle der christlichen Trinität tritt die urgermanisch-religiöse Denkform: „Gottheit über uns, Gottnatur um uns, Himmelreich in uns, das ist die Eckehartsche Dreieinigkeit" (S. 36). Eckhart erscheint bei Schwarz als derjenige, der das germanische Persönlichkeitsbewußtsein neu geformt hat; das deutsche Gemeinschaftsbewußtsein fügte Fichte hinzu. „Eckeharts Lehre ist der Mythos wartender Ewigkeit, nicht eines Rassengottes. Aber die Ewigkeit wartet darauf, in uns zum Gedanken der Rasse und durch ihn zu völkischer Gemeinschaftsgeistigkeit, d. i. zu Gottestum im Volkstum, zu werden" (S. 57 Anm.).

Die katholische Kirche hat sich neuerdings durch mehrere bedeutende Arbeiten auf dem Gebiete der Eckhart-Forschung für den Meister entschieden, indem sie im-

ner wieder feststellt, daß er im Grunde stets ein katholischer Mensch geblieben sei, und die katholische Tradition von Augustin und Thomas von Aquin fortgeführt habe. An der wissenschaftlichen Erarbeitung eines neuen Eckhartbildes hat diese katholische Forschung starken Anteil. Es sind vor allem zu nennen die Arbeiten von O. Karrer: Meister Eckhart, das System seiner religiösen Lehre und Lebensweisheit (1923); O. Karrer und H. Piesch: M. E.s Rechtfertigungsschrift vom Jahre 1326 (1927); H. Piesch: M. E.s Ethik (1935). A. Dempf hat in seiner Schrift: Meister Eckhart. Eine Einführung in sein Werk (1934) überaus eindringlich die Frage gestellt, was das Spezifische des Meisters sei, das ihn abhebt von Thomismus, Augustinismus und Neuplatonismus. Er erblickt dies Eigentümliche in der formalen und inhaltlichen Durcharbeitung des dialektischen Prinzips, das seinen Ursprung im Zwiegespräch hat, zutiefst im Zwiegespräch der Seele mit Gott, und von dieser Tiefendimension aus das gesamte Werk des Meisters durchleuchtet. Von hier aus will Dempf auch die Frage nach der Deutschheit des Meisters beantwortet wissen. Er erörtert dies heute besonders dringliche Problem in einem kurzen Aufsatz in den Süddeutschen Monatsheften (32. J. H. 5. 1935) Meister Eckharts deutsche Frömmigkeit (Prägungen germanischer Religiosität)[1]. Diese Deutschheit liegt weniger in einer christentumsfremden oder -feindlichen Artgemäßheit, wie sie die Deutsche Glaubensbewegung wünscht, als vielmehr in dem Radikalismus seiner religiösen Ergriffenheit von Gott, in seiner Verinnerlichung, der Unbedingtheit seiner Zwiesprache mit Gott, in der Universalität seiner Geistigkeit. E. Przywara legt in seiner Schrift: Christliche Existenz (1934) den Nachdruck auf die analogia entis[2], die bei Eckhart ihre entscheidende Formel gefunden habe; Th. Steinbüchel betont in einem Buche: Christliches Mittelalter (1935) den im universalen Sinne katholischen Charakter der Mystik Eckharts. Sehr interessant und aufschlußreich ist ein Aufsatz von J. B. Schoemann: Um die fruchtbarste Frage heutiger Eckhart-Forschung (Stimmen der Zeit Bd. 65, 7, 1935), in dem der Verfasser vom katholischen Standpunkte aus seine Forderungen an die zukünftige Eckhart-Forschung formuliert. Drei bisher diskutierte Fragen lehnt er ab: ob der Meister der Begründer einer neuen Religion sei, die Frage der deutschen Glaubensbewegung; ob Eckharts Lehre Pantheismus sei, die Frage der bisherigen katholischen und protestantischen Forschung; und schließlich die spezifisch katholische Frage: ob Meister Eckhart dem Thomismus oder dem Augustinismus näher gestanden habe. Schoemann arbeitet drei formale Prinzipien heraus, die heute wesentlich sind: das dialektische, das Dempf besonders betont und herausgestellt hat; das der „Variation über das gleiche Thema" und schließlich das der Standpunktnahme des Meisters in Gott. Als das tragende inhaltliche Prinzip erscheint die Frage nach dem Beisammensein von Schöpfer und Geschöpf, dem Wesen der Gnade, dem persönlich-existentiellen Verhältnis der Seele zu Gott und Gottes zur Seele, des Charakters der Wiedergeburt, d. h. der seinshaften, totalen Umwandlung des Menschen in Gericht und Gnade Gottes.

Ohne Zweifel trifft Schoemann hiermit die entscheidenden Fragen der gegenwärtigen Eckhart-Forschung, und zwar die Fragen, die nicht nur rein theologisch, sondern weltanschaulich überhaupt im Brennpunkt stehen. Die protestantische Kirche hat ein tiefes Mißtrauen gegen die Mystik als solche nie ganz überwinden können. Es ist durch die Wirkungen der dialektischen Theologie wiederum außerordentlich angewachsen. Aber die protestantische Theologie erkennt doch mehr und mehr, daß sie an dieser Auseinandersetzung heute tätigen Anteil nehmen muß. Denn es darf nicht übersehen werden, daß sich neben den wissenschaftlichen Arbeiten über Meister Eckhart, von welchem Standtpunkte aus sie auch erfolgen mögen, viel „Gerede" über den Meister erhoben hat, das mit gefährlichen Schlagworten auf wissenschaftlich völlig ungesichertem und unsicherbarem Boden sich ausbreitet. Hier muß der Kampf einsetzen. Und er muß zuallererst wissenschaftliche Fundamente schaffen. Einen philosophischen Beitrag hierzu liefert die wertvolle Schrift von Käte Oltmanns: Meister Eckhart (1935), die in der Schule Heideggers entstanden ist und von dessen Existenzphilosophie her einen guten Zugang zu den scholastischen Zügen des Meisters gewinnt. Sie stellt vor allem die philosophische Frage nach der Existenz des Menschen, die Frage nach Gott und Freiheit. Grundsätzliches will auch B. Peters in seiner Dissertation sagen: Der Gottesbegriff Meister Eckharts. Ein Beitrag zur Bestimmung der Methode der Eckhartinterpretation (1936).

Die bisherige Eckhart-Forschung mußte sich immer auf einen verhältnismäßig kleinen Ausschnitt aus dem Werke des Meisters beschränken. So fehlen auch K. Oltmanns ein großer Teil der lateinischen Schriften, und die Frage, ob die beiden Neuausgaben, die eine durch die französischen und italienischen Dominikaner bei F. Meiner, und die andre durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft bei Kohlhammer, wesentlich neues und überraschendes Material bringen werden, ist gewiß nicht so glatt zu entscheiden, wie dies bei K. Oltmanns geschieht. Die Sicherung der Echtheit des Quellenmaterials ist auch heute noch nicht in allen Fällen möglich. Aber die deutsche Eckhart-Forschung wird in Zukunft zwei neue Eckhart-Ausgaben besitzen, die bisher einzigartig dastehen[3]. Die Ausgabe der deutschen Forschungsgemeinschaft hat den Vorteil, daß sie sämtliche Werke des Meisters bringt, so besonders auch die deutschen Predigten und Schriften in einer neuen textkritisch gereinigten Gestalt. Nur durch diese Aufnahme der deutschen Werke kann das vornehmlichste Ziel, das der Deutschen Forschungsgemeinschaft vorgeschwebt hat, erreicht werden: einem möglichst breiten Leserkreis ein wissenschaftlich einwandfreies Quellenmaterial vorzulegen und ihm einen unmittelbaren Zugang zum Wesen des Meisters zu erleichtern, das heute für Viele „Symbol" und „Mythos" geworden ist.

[1] Dasselbe Heft enthält auch in einem Artikel: „Bemerkungen zu Meister Eckhart" die 28 Sätze des Meisters, die von der katholischen Kirche verdammt wurden.

[2] Ähnlichkeit des Seins. Sie bedeutet für Meister Eckhart, daß alles Sein dem göttlichen Sein analog (entsprechend), nicht aber mit ihm identisch sei.

[3] Über den Anfang der bei Felix Meiner, Leipzig, erschienenen Ausgabe vgl. die anerkennende Besprechung von Dreß. CW 1935, 336. DH

So wichtig es ist, den Zugang zu Meister Eckhart durch seine deutschen Schriften zu gewinnen, so wesentlich ist auf der anderen Seite eine gründliche Kenntnis der lateinischen Werke. In ihnen zeigt sich vor allem der Scholastiker Eckhart in seiner Verbundenheit mit Augustin und Thomas von Aquin, in seinen starken neuplatonischen Tendenzen. In der richtigen Erkenntnis, daß auch diese lateinischen Werke zu dem Bilde des Meisters gehören, das im deutschen Volke neu geformt werden muß, hat sich der Kreis der katholischen und evangelischen Eckhart-Forscher, der unter dem Vorsitz von Erich Seeberg die Ausgabe betreut, entschlossen, den lateinischen Schriften eine deutsche Übersetzung beizugeben.

Erich Seeberg hat in einer kleinen Schrift: Meister Eckhart (1934) die Probleme der heutigen Eckhart-Forschung und Edition dargelegt. Er behandelt die Deutungs- und Quellenfrage, ohne endgültige Thesen festzulegen; sachlich stellt er aus gründlicher Kenntnis des Meisters die Wesenszüge seiner Lehre heraus; er rückt die Probleme der Gotteserkenntnis und Gnadenlehre, der Wiedergeburt, des Christusglaubens und der Ethik in den Mittelpunkt. Die neuplatonische Lehre des Abstieges der Seele von Gott und ihres Wiederaufstieges zu Gott hin schließt jeden Pantheismus aus. Vielmehr muß das Prinzip der analogia entis restlos ernst genommen werden. Charakteristisch ist für Eckhart: „die Bestimmung des Seins als Leben und Wirken, das sich von dem gewöhnlichen Sein und Wirken unterscheidet." Als die philosophisch bedeutsamste Entdeckung hebt Seeberg hervor, „daß Beweger und Bewegtes in einem Kraftfeld zusammengeschlossen sind, daß alles Leben ein in sich zusammenhängender Strom ist", eine Idee, die sich in der Entwicklung des deutschen Idealismus immer stärker ausprägt[4].

Von der Ausgabe selbst, die den Titel trägt: Meister Eckhart. Die deutschen und lateinischen Werke. Herausgegeben im Auftrage der deutschen Forschungsgemeinschaft, im Verlage von Kohlhammer, Stuttgart, liegen bisher die 1. Lieferung der deutschen und die 1. Lieferung der lateinischen Werke vor. Die deutschen Werke werden von J. Quint herausgegeben, der nicht nur den Text kritisch durchgearbeitet hat, sondern auch eine Fülle neuen Materials vorlegen kann, das bisher unbekannt war. Es kam dem Herausgeber auf eine möglichst lückenlose Erfassung alles handschriftlichen Materials an; darüber hinaus hat man hinsichtlich der Echtheitsfrage keine kleinlichen Gesichtspunkte walten lassen, sondern vielmehr Gewicht auf die spezifisch geistige Struktur der einzelnen Texte gelegt. Die vorliegende 1. Lieferung enthält „die durch die Rechtfertigungsschrift als echt bezeugten Schriften". Es sind dies die Predigten über Matth. 21, 12; Lucas 2, 1; Psalm 17, 1; Jak. 1, 1; Joh. 4, 9. In diesen deutschen Predigten drückt sich eine Unmittelbarkeit und Volkstümlichkeit, seine Zartheit und Innigkeit, sein himmelstürmendes Predigertum, seine Originalität stärker aus, als in den lateinischen Schriften, in denen das scholastisch-thomistische Erbe die Unmittelbarkeit des religiösen Pathos bisweilen etwas verdeckt. Der Text der deutschen Predigten ist einheitlich auf oberdeutsches Mittelhochdeutsch gebracht; am Schlusse eines jeden Bandes soll eine neuhochdeutsche Übersetzung beigegeben werden.

Die 1. Lieferung der lateinischen Schriften, besorgt von Josef Koch und Karl Christ, enthält: die Auslegung des heiligen Evangeliums nach Johannes. Für den Wissenschaftler sind die einleitenden Ausführungen sowie die Darlegungen über die Probleme der Textkritik, der Textkorrektur und Übersetzung von größter Wichtigkeit. Derjenige, der unmittelbar in das Wesen des Meisters eindringen will, wird schon in der Predigt über den berühmten Satz: „im Anfang war das Wort" das Charakteristische dieser Predigten spüren; es ist das, was Schoemann sehr richtig: die „Variation über das gleiche Thema" nannte. Immer wieder taucht das Thema auf, in immer höheren Kreisen, in dialektischem Ja und Nein umschreibt er das eine Thema, das für ihn nicht ein Stück ist, sondern das Ganze der Heiligen Schrift. Es ist charakteristisch für alle Predigten des Meisters, daß sie keinen Kommentar zur Bibel darstellen, daß sie einzelne Worte herausgreifen, in denen sich das Ganze christlicher Heilsgewißheit und Wahrheit konzentriert.

Die Übersetzung ist schlicht und angemessen. Sie vermittelt auch dem, der sich nicht in den mittelalterlich-lateinischen Text einzulesen vermag, sehr viel vom Wesen dieser Schriften. Die lateinischen Werke sollen 6 Bände, die deutschen 2 Bände umfassen. Die Ausstattung der Ausgabe ist sehr gut, das Format groß, der Textdruck schön, die Anordnung des Textes und des außerordentlich reichhaltigen wissenschaftlichen Apparates sehr übersichtlich. Besonders verdienstlich ist es, daß der Preis sehr niedrig gehalten ist: jede Lieferung kostet 1 RM., so daß die Anschaffung dieses bedeutsamen Werkes auch in Laienkreisen möglich sein wird.

Gröden b. Elsterwerda Käte Nadler

[4] Vgl. auch seinen Aufsatz: Meister Eckhart und Luther. (Die Tatwelt. H. 1.) Seeberg bekämpft hier die dialektische als eine zu scholastische Deutung.

Bitte an den Schlaf

Wenn du im schimmernden Kleid auf Sternenstraßen
hinabsteigst,
Mütterlicher, Dunkelheit atmender Schlaf,
Wenn du dich niederneigst
Und Träume ausstreust wie Blumen aus silbernen Schalen,

Gib mir nicht den roten hellflammenden Mohn
Flüchtig verwehender Liebe,
Gib mir nicht den verlangenden, julinachtsschweren Duft
der Linden,
Nicht die enzianblauen Träume der Sehnsucht,
Nicht die vollendete, alles erfüllende Rose,

Laß es schlafen, das zitternde, allzu bereite Herz,
Da du nichts schenkst als Träume, —

Gib mir die kleinen unscheinbaren Blumen des Feldes,
Maßliebchen und Ehrenpreis, Klee, der am Wegrand wuchert,
Daß ich demütig zum Namenlosen mich neige
Und das Leben, das allgegenwärtige Leben liebe
In jeder Gestalt.

Ingeborg Teglaff-Mößner

„Organ des Evangelischen Bundes"

Ein Stück Geschichte des Bundes und der „Christlichen Welt"[1]

1

Christliche Welt und Evangelischer Bund wurden unter demselben Stern geboren. Der Evangelische Bund konstituierte sich am 5. Oktober 1886. Die Probenummer der Christlichen Welt erschien am 21. November 1886. Schon im Werden hatten sich beide gefunden. Sie waren für einander prädestiniert.

So ergab es sich, daß wir alle vier an der Gründungsversammlung des Evangelischen Bundes in Erfurt teilnahmen.[2] Wie natürlich es war, daß unser Pfad in den Weg des Evangelischen Bundes einmündete, beweist ein tüchtiges Vorspiel in unserem Kreise drei Jahre früher. Da bewegte uns der Plan, eine Zeitschrift für Kenntnis des Katholizismus herauszugeben. Wir rechneten dabei auf die maßgebende Mitarbeit eines älteren unter den damals jungen Freunden, Karl Müller, Privatdozent in Berlin (heute Professor in Tübingen). Er las gerade ein Kolleg über Geschichte des Katholizismus im neunzehnten Jahrhundert. Sein besonnener Widerstand redete uns die Sache aus. Aber das ging uns doch sehr nahe. Wir waren ganz in der Stimmung, die beim Abflauen des Kulturkampfes die deutschen Protestanten zunehmend beherrschten: Bismarck verlor, weil er seinen Widerpart falsch eingeschätzt hatte, und die evangelische Kirche trug, weil sie vom Staat paritätisch behandelt wurde, allein den Schaden davon. Die lebendige katholische Frömmigkeit hatte keiner von uns vieren aus Erfahrung kennengelernt. Auch geschah damals von den evangelisch-theologischen Fakultäten nichts dafür, daß eine persönliche Fühlung mit katholischem Wesen hergestellt wurde, wie das neuerdings, z. B. in Marburg, den Studierenden durch Fahrten nach Fulda, Maria Laach, Rom so reichlich vergönnt war. Dafür hatten wir ein Jeder an seinem Teil mit lebhaftem Eifer uns in das gelehrte Studium der römischen Kirchengeschichte hineinbegeben; ich hatte über Papst Damasus[3] und Johannes Janssen, Loofs über Bonifatius, Drews über Pirckheimer und Canisius, Bornemann über Augustin gearbeitet. Nach den Grundsätzen voraussetzungsloser Wissenschaft, wie sie damals galt. Womit sich doch ein leidenschaftliches konfessionelles Interesse vertrug. Ich war sogar im Lutherjahr 1883 infolge meiner Beschäftigung mit Janssen für eine Neubelebung eines alten theologischen Faches, der „Polemik", eingetreten:

> Würden die Berufenen es nicht unter ihrer Würde achten, eine allzu früh verachtete Disziplin wieder zu Ehren zu bringen, so dürften sie ein Gutes dazu beitragen, daß unsre Kirche ihre alte Streitbarkeit wiedergewinne und mancher wunderliche und bedauerliche Irrtum protestantischer Kirchenpolitik vermieden werde[4].

Bei dieser Gesinnung verstand es sich von selbst, daß wir den „Kampf gegen Rom" in unserm Programm hatten, als wir 1886 unser „Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die gebildeten Glieder der evangelischen Kirchen" schufen. (Vom 2. Jahrgang 1888 an „Die Christliche Welt" geheißen.) Dieses Blatt sollte freilich auf viel breiterer Basis arbeiten, aber es bedeutete doch zugleich die Ausführung des vorher drei Jahre Geplanten.

Da schlug es nun wie der Blitz bei uns ein, als erst auf heimlichen Pfaden, dann mit aller Sicherheit an uns die Nachricht kam: die Organisation eines evangelischen Bundes wider Rom sei beschlossene Sache. Wie dieser Entschluß, in Rom gefaßt, zwischen Jena und Halle gefördert, dann in Erfurt seine Erfüllung fand, wird ja in den Jubiläumstagen viel erzählt werden[5].

Die führenden Männer waren Beyschlag und Nippold. Dieser uns völlig fremd, außer daß wir seine „neueste Kirchengeschichte" kannten. Beyschlag uns vertraut vornehmlich durch seine „Deutsch-Evangeli-Blätter", die wir mit Begeisterung lasen, besonders seine kirchenpolitischen Artikel. Als nun im August 1886 die vertrauliche Ankündigung unsers Blattes[6] den Herren auch zuging und sie darin die Worte lasen: „entschiedenes Eintreten in den Kampf gegen Rom!" (mit Ausrufezeichen), war nichts natürlicher, als daß sie sich unsre Bundesgenossenschaft gefallen ließen und uns zu dem Gründungstage nach Erfurt einluden.

So waren wir, gewiß die jüngsten Teilnehmer, am 5. Oktober dabei. Vier von 59,[7] bescheiden zuhörend und doch mitbeschließend. Am Abend zwanglos mit den zufällig Zurückbleibenden beisammen unter Nippolds Vorsitz.

2

In die Leitung des Bundes sind wir nicht hineingewachsen. Auch gedieh es nicht zu einer herzlichen Freundschaft mit den leitenden Männern. War unsre Ritschlsche Theologie, die Spannung zwischen Jena und Göttingen die Ursache, oder war es einfach der Unterschied der Generationen, und daß das Freundschaftsbedürfnis auf beiden Seiten genügend gesättigt war — genug, wir standen in völliger Unabhängigkeit nebeneinander zur selben Sache. Für diese Unabhängigkeit überhaupt war es unserseits damals das glänzendste Zeugnis, daß wir in unsrem Willen zum Evangelischen Bunde in keiner Weise gehemmt wurden durch das abweichende Verhalten unsrer Meister Ritschl und Harnack. Über Ritschls charakteristische Haltung steht in seiner Biographie das Nötige zu lesen[8]. Auch Harnack ist erst später Mitglied des Bundes geworden, zuletzt (als D. Doehring den Bund leitete) wieder ausgetreten.

Eben auf dieser Grundlage entwickelte sich eine überaus glückliche Zusammenarbeit par distance zwischen Bund und Christlicher Welt. Wir warfen uns zunächst in die Propaganda: Bornemann in Magdeburg, Drews und ich in Sachsen. Über die Schwierigkeiten

---

[1] Dieser Artikel soll ein Gruß sein zur Fünfzigjahrfeier des Evangelischen Bundes. Zwei folgende werden das spätere Verhältnis und Verhalten der Christlichen Welt zur römisch-katholischen Kirche verfolgen. Es handelt sich bei dem ganzen Aufsatz um eine rein historische Arbeit.

[2] „Wir" bedeutet in diesem Aufsatz zumeist unser vierblättriges Kleeblatt: Bornemann, Loofs, Drews, Rade. Siehe „Vierzig Jahre CW." Gotha, Klotz, 1927. S. 4 ff.

[3] Erschienen 1882. Mein nunmehriger Freund D. Josef Bittig hat zwei Bände dagegen geschrieben, Rom 1902 und Breslau 1912.

[4] „Bedarf Luther wider Janssen der Verteidigung?" Vortrag auf der Meißener Konferenz. Leipzig 1883. S. 35.

[5] Siehe bereits den Bundeskalender „Ev. Volksbote" 1936. Berlin, Verlag des EB.

[6] Wiedergegeben in „Vierzig Jahre". S. 12 ff.

[7] Die Namen im Kalender S. 35.

[8] „Albrecht Ritschls Leben." Von Otto Ritschl. II, 1896, S. 485 f. Wichtig seine Rektoratsrede zum 150jährigen Jubiläum der Universität Göttingen, gehalten im selben Jahr, 8. August 1887.

und Abenteuer, denen wir beide dabei begegneten, habe ich anderswo ausführlich und, wie ich hoffe, amüsant berichtet[9]. Vor allem aber galt es, unser Blatt selber in den Dienst der Sache zu stellen. Dies geschah mit dem Erfolge, daß wir in der Tagespresse (besonders in der katholischen) auf Jahre hinaus als „ein Organ" oder „das Organ" des Evangelischen Bundes angesprochen wurden[10]. Der Vorteil dieses Nebeneinander war jedenfalls für beide Teile größer, als ein gelegentlicher Nachteil.

Und für die persönliche Fühlung waren ja die großen Jahresversammlungen da. Ich habe bis zum Jahre 1891 nicht eine versäumt. Um der Eisenacher Tagung willen mußte — zur großen Verwunderung meines Schwiegervaters — der Termin meiner Hochzeit verschoben werden. 1887 Frankfurt, 88 Duisburg, 89 Eisenach, 90 Stuttgart, 91 Kassel. 1892 fiel die Tagung wegen der Choleragefahr aus, aber den gewohnten Begrüßungsartikel schrieb ich dennoch. Seit meiner Übersiedlung nach Frankfurt hörten diese Reisen auf; meine Wanderjahre waren vorüber.

Selten, daß ein Manuskript von der Bundesleitung her auf den Redaktionstisch flog. 1887 konnten wir die Eröffnungsrede des Vorsitzenden, Grafen Wintzingerode-Bodenstein beim Frankfurter Kongreß sofort veröffentlichen, 1889 die Rede Beyschlags auf dem Schloßhofe der Wartburg vor Andern herausbringen, 1888 stand der Briefwechsel des Schriftführers im Zentralvorstande, Konsistorialrat D. Leuschner-Merseburg, mit dem Redakteur der Kreuzzeitung, Freiherrn v. Hammerstein, in unserm Blatt (Nr. 30, 337 ff.). — Zur Verteidigung des Bundes waren wir immer auf dem Plan. Das Wesentliche unsrer Gemeinschaft blieb der vollkommene Parallelismus unsrer Polemik gegen Rom.

3

Unsre ersten Nummern liefen dem Aufruf, mit dem der Bund an die Öffentlichkeit trat, voraus, und so lange war dem Bunde gegenüber Zurückhaltung geboten. Nr. 1, als Probenummer schon im November ausgegeben, kündete um so deutlicher unsre kriegerischen Absichten gegenüber Rom an. Ein Artikel „Zur gegenwärtigen Lage des Protestantismus" hob an mit der Tatsache, auf die wir alle schauten:

Der Kulturkampf ist vorüber ... Eine Bestimmung des Koppschen Friedensgesetzes nach der andern tritt in Kraft, und was daneben an alten Kampfgesetzen noch vorhanden ist, liegt in den letzten Zügen ...

Kennt Bismarck Rom? ... Vielleicht hat Bismarck mehr Verständnis für die innere Kraft des Protestantismus, als man denkt ... Soviel ist klar: wir müssen uns daran gewöhnen, daß Cromwell und der Große Kurfürst die letzten protestantischen Politiker gewesen sind ...

Für uns hat der Kampf gegen Rom mit dem Kulturkampf weder begonnen noch aufgehört ...

Vielleicht ist Roms wachsender Übermut nach Gottes Ratschluß die Zuchtrute, die unser evangelisches Volk aus seiner Gleichgültigkeit und Weltverlorenheit aufwecken soll ...

Wie viele haben sich denn je Mühe gegeben, gründlich nachzudenken, was Rom ist und will? Also Rom kennen lernen! ...

Wohl, man kann selig werden auch unter dem Papst; aber daß es für uns Evangelische bei dem Kampfe gegen Rom sich um den Frieden unsers Herzens, um unsre ewige Seligkeit handelt, das müssen wir erkennen ...[11].

Nr. 2 vom 2. 1. 87 beschäftigt sich zwei Spalten lang mit der Aufnahme unsrer Probenummer unter der Überschrift „Unser Publikum":

Zum Schluß noch Eins: Es ist einigen in der Probenummer zu viel von Luther die Rede gewesen und zu viel von Rom. An beides wird sich der geneigte Leser gewöhnen müssen.

Prompt folgt darauf ein Artikel „Ultramontane Wünsche und Geständnisse". Sechs Spalten lang. Er gab den Brief eines Katholiken wieder, aus Ottmachau an den Vorsitzenden des Gustav-Adolf-Vereins Professor Fricke geschrieben, von Loofs mit reichlichen ebenso gelehrten wie für Jedermann verständlichen Anmerkungen bedeckt.

In Nr. 4 begannen die immer wieder recht langen Ketten von Miszellen, die sich zumeist mit der römischen Kirche in aller Welt beschäftigten, mit unsrer Diaspora usw. Sogleich vier Spalten. S. 41 tritt die katholische „Wiedertaufe" zum erstenmal auf, die uns, wie die Verweigerung der kirchlichen Friedhöfe für Protestanten nebst andern Beweisen unchristlicher Intoleranz durch Jahre hindurch andauernd beschäftigt hat. In Nr. 5 wird zum erstenmal der Name Thümmel genannt, der uns und unsre protestantische Welt für einige Zeit leidenschaftlich erregte: die Nachricht ist, daß dem wegen Lästerung der Messe zu sechs Wochen Gefängnis Verurteilten das Reichsgericht seine Strafe bestätigt habe. Diese Thümmel-Prozesse wären allein eines Gedächtnisartikels wert. Die Elberfelder Kreissynode protestierte damals einstimmig dagegen, daß der Staatsanwalt Messe, Marienverehrung und Zölibat, anstatt sie nur als „Einrichtungen der katholischen Kirche" darzustellen, vielmehr „als Institutionen von idealer Bedeutung und Wichtigkeit hervorgehoben hat, während dieselben als widergöttliche, unchristliche und unbiblisch von der Kirche des Evangeliums dargestellt werden müssen", und konstatierte, daß „ein evangelischer Pfarrer auf Grund der Bekenntnisschriften unter Umständen verpflichtet ist, gegen die Lehren und Einrichtungen der katholischen Kirche in Wort und Schrift Zeugnis abzulegen". Ich lernte Thümmel im August 87 auf der Bundestagung in Frankfurt kennen und besuchte ihn 88 in Remscheid, hörte ihn in seiner Kirche predigen — so viel lag mir an der Sache[12].

Nr. 9 (20. 2. 87) brachte einen Sammelartikel „Vom römischen Kriegsschauplatz" — zwölf Spalten lang, denn wie viel gab es da zu berichten[13]: 1. „Schwabenstreiche" (Württemberg stand mit Rheinland in diesem Kriege ganz vornan), 2. „Der reiche Schotte" („eine spaßhafte Geschichte mit sehr ernstem Hintergrund"), 3. „Wachstum der römischen Presse" usw. Aus Italien hielt uns Pfarrer Trede in Neapel, ein grundgelehrter und scharf beobachtender Mann, freigebig auf dem Laufenden mit Kurzberichten; aber auch vier große Artikel „Vom Vatikan" schrieb er für diesen Jahrgang

[9] Neues Sächsisches Kirchenblatt Nr. 37 d. J.: „Anfang des EB. in Sachsen".

[10] Z. B. noch vom Badischen Beobachter 8. 5. 94 bei der Diskussion des Jesuitengesetzes, zu CW 1894, Nr. 7, Sp. 397 ff.

[11] Die Sperrungen so in der Vorlage.

[12] Bericht über meinen Besuch in Remscheid 1888, 35, 325. Zu § 166 des Reichs-Strafgesetzbuchs, dem Gotteslästerungsparagraphen, hat die CW zeitlebens, bei häufigen Gelegenheiten den Standpunkt eingenommen, daß sie diesen Rechtsschutz des Heiligen überhaupt ablehnte.

[13] Solche Sammelartikel, heute noch lehrreich, Nr. 33, S. 319 f. (4 Spalten) „zur Kennzeichnung römisch-katholischer Frömmigkeit", auch Nr. 44 S. 430, Nr. 52 S. 507 ff. (5 Spalten).

n deren letzten schon das 50jährige Priesterjubiläum Leos XIII. (1. 1. 88) hineinleuchtete. Aus dem ganzen Gebiet des Gustav-Adolf-Vereins versorgte uns Divi-ionspfarrer Hermens in Köln; einzelner Nöte nahmen vir uns besonders an, und es fehlte dafür nicht an uverlässigen Gewährsleuten. Für das Reich der Hei-enmission konnten wir keinen Besseren haben als den Pfarrer Paul in Lorenzkirch, den späteren Direktor der Leipziger Mission; in Nr. 25 und 26 unsres ersten Jah-es erschienen von ihm zwei Aufsätze: „Römische Hei-enmission".

4

Inzwischen war der vom 15. Januar 1887 da-ierte öffentliche Aufruf des Evangelischen Bun-es erschienen und konnte am 6. Februar auch unsrer Nr. 7 endlich beiliegen. Ihn begleitete in dieser Num-ner ein Begrüßungsartikel „Der Evangelische Bund": Sammeln will und wird der Evangelische Bund alle die, welche, sei's durch besondre persönliche Erfahrung, sei's durch ge-chichtliche Forschung, sei's durch die Entschiedenheit ihrer evange-lischen Überzeugung, obwohl sie innerhalb des gesicher-ten Besitzstandes unsrer Kirche leben und wirken[14], n der Losung eins sind: Rom ist der Feind, und darum: Ver-inigung aller evangelischen Christen Deutschlands zu kräftigem Widerstande ist die Aufgabe ...

Man sagt: Es sind Leute dabei, mit denen können wir nicht zu-ammengehen, denn sie sind keine gläubigen Protestanten ... Ich ür meine Person traue es Jedem zu, daß er es ehrlich meint. Ich enne auch Etliche und weiß, daß sie es ehrlich meinen. Ich ver-nisse mit Schmerzen manche Namen, die mir eine willkommene Bürgschaft für ein schönes Gelingen geben würden. Aber kommt ie Sache aus dem Glauben, so wird Gott sie auch in der Hand dieser Männer segnen. Das ist meine und meiner Freunde eligiöse[15] Stellung dazu. Und in diesem Sinne werden wir nd wird dieses Blatt den Evangelischen Bund, soviel in unsern Kräften steht, zu fördern suchen ...

Daß die „Linke" sich warm beteiligt, ist erfreulich und kann iemanden abstoßen, der das christliche Auge dafür gehabt hat, ie die „Linke" in der letzten Zeit den anerkennenswertesten Ernst ewiesen hat, an der positiven Arbeit der Kirche teilzunehmen ...

Beitrittserklärungen nimmt der Herausgeber entgegen.

5

Die Gründung des Evangelischen Bundes hätte ja ür uns eine Entlastung bedeuten können. Als wir unser „Gemeindeblatt" beschlossen, ahnten wir vom Evan-gelischen Bunde nichts. Nun konnte er uns den Kampf gegen Rom abnehmen. Insbesondre die „Kirchliche Korrespondenz für die deutsche Tagespresse", die sich lsbald auch zu einem Blatt für die Mitglieder ge-taltete, überbot durch ihre Ziele bei weitem das, was vir in dieser Richtung leisten wollten und konnten. Pfarrer Brecht in Oberkochen, ein Führer der Würt-emberger, übernahm deren Redaktion: wir verloren n ihm einen Mitarbeiter, der schon an unsrer Nr. 2 vom 2. 1. beteiligt gewesen war. Aber es verlangte uns a gar nicht nach Entlastung in diesem Stück Arbeit. Sie war uns heilige Pflicht. Und die Ablehnung, die vir bis in unsre engeren Kreise hinein deswegen erfuh-en, kümmerte uns gar nicht. Das Echo, das unsre Pro-benummer geweckt hatte (s. o.), wiederholte sich in zu-ehmender Stärke:

Unter den freundlichen Kundgebungen, welche aus dem Leser-reise dieses Blattes der Redaktion zugehen, kehrt mit überra-chender Stetigkeit die Klage wieder, wir möchten uns nicht soviel mit Rom befassen. Es ist das ungemein bezeichnend für die Friedseligkeit unsrer Gebildeten seit der Beilegung des Kultur-ampfes.

[14] Von uns heute gesperrt.
[15] Dies alles damals gesperrt.

In der Tat wurde ja diesen Friedfertigen von uns viel zugemutet. Mit erlaubter Übertreibung darf man sagen: die Hälfte Raum des ersten Jahrgangs hat der Polemik gegen Rom gedient. Aber so gewiß sie dem Fortschritt unsres Blattes hie und da hinderlich war, so förderlich auch wiederum. Denn — so konnte ich da-mals ebendort (Nr. 9, 78) fortfahren:

Auf der andern Seite wird die Redaktion mit keinerlei Bei-trägen so reichlich bedacht als mit antirömischen.

Es war mir ja selbst zu viel angesichts der Aufgaben, welche die CW sonst zu erfüllen hatte.

Den schwersten Strauß hatte meine immerhin vor-handene Friedensliebe durchzukämpfen mit einem ver-ehrten Freunde, dem Landgerichtsrat Friedrich von Oertzen in Freiburg. Er schrieb mir für die CW ei-nen Brief „An den Herausgeber", Juli 1889, der in Nr. 29 dieses Jahres erschienen ist. Pointe:

Unsre Bedenken richten sich nicht gegen das Vorhandensein, sondern gegen das Maß und gegen die Art dieser Polemik.

Es war schwer, zu antworten und zu widerstehen. Aber wir blieben ganz fest. Ich erwiderte:

Der Brief ... spricht Wünsche, Bedenken, Anklagen aus, die seit dem Bestehen des Blattes zu unserm täglichen Brote gehören, Ursache genug zu wiederholter Besinnung.

Aber ich schloß (man müßte den ganzen Briefwechsel zum Abdruck bringen):

Kurzum, die Sache liegt so einfach nicht, daß die Redaktion Einhalt und Umkehr in diesem Stücke versprechen könnte. Die Wacht gegen Rom ist ihr von Hause aus Gewissenssache gewesen, in der Überzeugung von ihrer Notwendigkeit hat sie dem Unter-nehmen des Evangelischen Bundes freudig zugestimmt. In der Art der Abwehr wird sie die Hoffnung und Geduld der Liebe gern auch den katholischen Brüdern widerfahren lassen; aber der offi-zielle und öffentliche Romanismus unsrer Tage läßt dafür wenig Raum. Und wir müssen der schärferen Tonart auch ihr Recht zu-gestehn, wo sie den Boden der Erfahrung unter den Füßen hat und mit dem heiligen Zorne christlicher Gewissenhaftigkeit auf-tritt.

Freundlichere Töne gegenüber der „Schwesterkirche" kamen ja auch, z. B. wenn Johannes Ficker von seinem Besuch im Kloster Monte Cassino erzählte (1887, Nr. 34). Aber der Korrespondenten waren zu viele, die Er-schütterndes berichteten; und da galt dann für uns:

Was am Rhein, was in Deutsch-Polen das protestantische Be-wußtsein verletzt, muß alsbald im Herzen des evangelischen Würt-tembergers und Sachsen nachzittern, als sei es ihm selbst ge-schehen. (1887. S. 356.)

So konnte es geschehen, daß wir um einen Vorfall in Trochtelfingen einen langen Zeitungsstreit hat-ten. Wer kennt Trochtelfingen? Es liegt in Hohenzol-lern-Hechingen. Nr. 24 unsers ersten Jahrgangs hat ei-nen ganzen Artikel darüber. In Nr. 20 nämlich machte unser Gustav-Adolf-Vereinsmann im Interesse einer besseren Versorgung der zerstreuten Evangelischen in Hohenzollern Propaganda für den 30 Kilometer von Hechingen entfernten Ort. Dort war die katholische Frau des evangelischen Drehers B. mit ihren Kindern aus erster und zweiter Ehe evangelisch geworden und dafür aus ihrer Freundschaft und Verwandtschaft verstoßen worden. Das Haus, in ganz katholischer Umgebung, zog eine kleine Schar vorhandener Protestanten aus der Umgegend an sich, es wurden Gottesdienste darin abgehalten. Als nun das Fronleichnamsfest kam, das erste nach dem Übertritt, prangte das Haus nicht mehr im üblichen Festschmuck; statt dessen war an seiner Wand die Inschrift zu lesen: „Ich aber und mein Haus wol-

len dem Herrn dienen". Dem Dreher B. wäre es darob beinahe schlimm ergangen; um des „aber" willen kam er mit § 166 in Konflikt. Zum Glück erwies sich aus der Bibel, daß schon Josua (Kap. 24, 15) so geredet hat: „Ich aber..." Infolgedessen kam nichts weiter heraus, als ein langer Streit, den z. B. wir insbesondre mit der „Eichsfeldia" führten, einer überaus wachsamen und feindlichen katholischen Tageszeitung. Dergleichen Zwischenspiele fanden viele unsrer Leser unter der Würde unsers Blattes. Das Fronleichnamsfest aber war damals ein ernstes Problem, um das sich selbstverständlich auch der Evangelische Bund bemühte. Vgl. eine seiner Resolutionen von der ersten (Frankfurter) Tagung:

Die im größten Teil von Deutschland tatsächlich bestehende Freiheit der römischen Kirche, auch an Orten gemischter Bevölkerung öffentliche Prozessionen zu halten, hat im römisch-katholischen Volk einen Anspruch auf Anbequemungen der Protestanten an diese Kultusakte, ja auf Huldigungen gegen dieselben erzeugt. Diese Anbequemungen und Huldigungen widerstreiten der evangelischen Ehre und Bekenntnistreue um so mehr, als sie römischerseits durch keinerlei ähnliche Ehrerbietungen gegen unsern Kultus ausgeglichen werden. Wir protestieren gegen den bei den Prozessionen seitens der römisch-katholischen Bevölkerung auf die evangelische geübten Druck als einen anmaßlichen Übergriff in fremde Gewissensfreiheit und fordern Abhilfe.

Ich darf noch hinweisen auf einen Brief des Herausgebers an eine Leserin „Über Toleranz" 1887, 40, 388 ff. Die grundsätzlichen Artikel zu dieser unsrer Gesamthaltung sind fast alle von mir geschrieben worden.

6

Als Anwalt des Evangelischen Bundes mußten wir uns vor allem angesichts seiner ersten Tagung bewähren (17. August 1887). Präludium: Nr. 33 vom 7. 8.: „Was erwarten wir von der Versammlung des Evangelischen Bundes in Frankfurt? Zur Probe nur den Schlußsatz:

Nächst Gott, dem wir die Sache des Bundes getrost anvertrauen, ist dessen bester Gehilfe und Förderer Rom. Das wird wie bisher, so in Zukunft, über einige Schwierigkeiten hinweghelfen.

In Nr. 34 folgte: „Der Streit ums Bekenntnis und der Evangelische Bund." Ein Bekenntnis enthielt schon sein erster Aufruf:

Der Evangelische Bund bekennt sich zu Jesu Christo, dem eingeborenen Sohne Gottes, als dem alleinigen Mittler des Heils, und zu den Grundsätzen der Reformation.

Dem entsprach der für Frankfurt vorgelegte Satzungsentwurf. Da regte sich unser theologisch-kirchenpolitisches Gewissen. Wir fanden, entweder solle der Bund auf ein formuliertes Bekenntnis überhaupt verzichten; das könne er als ein rein praktisches Unternehmen, das durch seine Firma, mit dem Zusatz „zur Wahrung der deutsch-protestantischen Interessen", genügend charakterisiert sei. Oder man solle sich auf den historischen Boden der Augsburgischen Konfession stellen, die in Deutschland auch für die Reformierten einen Rechtstitel bedeute. Das mag heute seltsam scheinen, aber es ergab sich aus der damals in den Kirchenzeitungen geführten Aussprache. Uns vier Ritschlianern lag das Letztere durchaus, den sächsischen Lutheranern erst recht, und so ging vom Oberlausitzer Zweigverein ein entsprechender Antrag beim Bundestage ein. Man zog es dort mit Recht vor, sich zu dem ursprünglichen Programmsatz zu bekennen, schon aus dem Grunde, weil auf dieses Programm hin sich bereits 10000 evangelische Deutsche die Hände gereicht hatten[16]. Mir ist noch in deutlicher Erinnerung, wie hinter dem Altar der Reformierten Kirche (in der die Verhandlungen stattfanden) der damalige Oberbürgermeister von Frankfurt, Miquel, mir klug und freundlich auseinandersetzte, daß bei ihnen im Westen die protestantisch-konfessionellen Verhältnisse ganz anders lägen als bei uns in Sachsen, und daß die Augsburgische Konfession für sie den Bund unmöglich machen würde.

Wir blieben des Evangelischen Bundes getreue Sekundanten, obwohl uns „gelegentlich von ebenso hochgeschätzter wie wohlwollender Seite der gute Rat" gegeben wurde „uns nicht zu sehr mit dem Evangelischen Bunde zu liieren". Ich antwortete darauf (87, 23, 222):

Es kann in keiner Weise unsre Aufgabe sein, uns als Organ des Bundes zu geberden, welches wir nicht sind ... Unabhängiger voneinander können nie zwei gleichzeitig hervorgetretene Unternehmungen gewesen sein; aber eben diese Unabhängigkeit verleiht uns die Freudigkeit, das, was uns am Evangelischen Bunde verwandt und unterstützenswert dünkt, offen anzuerkennen und, soviel in unsern Kräften steht, zum Gelingen zu helfen.

Wir hatten ja in der Tat noch andre Aufgaben, die zugunsten dieser einen jeweilen zu vernachlässigen wir fast in Gefahr waren. Aber es blieb für die folgenden Jahrgänge bei dieser Einstellung. Und entscheidend ist doch für das heutige Urteil die Fügung der Stunde. Darum breche ich auch hier ab und begnüge mich mit diesem Rückblick auf den ersten Jahrgang. Wer ihn heute mit dem Interesse liest, das wir hier verfolgt haben, den mag er anmuten wie ein Roman. Es fehlt nicht an Temperament und nicht an Charakter, es fehlt nicht an großem geschichtlichem Hintergrund und an Spannungen aller Art, es fehlt schließlich auch nicht die Liebesgeschichte. Denn der Evangelische Bund — das beweisen die Blätter in ihrer Gesamtheit noch besser als dieser Auszug — war unsrer Tochter erste Liebe.

Hohemark (Taunus) Martin Rade

Etwas vom Paradiese

In den Ursagen aller Völker taucht in irgendeiner Form die Idee vom „goldenen Zeitalter", von einem Zustand des Friedens und der Glückseligkeit auf, aus dem die Menschheit herausgefallen ist infolge ihres Abfalls von Gott oder von den Göttern. Auch auf den ersten Blättern der Bibel, in den Schilderungen des Paradieses, vom Garten Eden und den vier Strömen und der Erzählung vom Sündenfall tritt uns dieser Menschheitstraum entgegen, und immer wieder haben Menschenseelen sehnend zurückgeblickt nach diesem Zustand der Unschuld und des Friedens, immer wieder sind Klagen um das verlorene Paradies laut geworden, wie denn die christlichen Maler aller Zeiten immer von neuem die Schönheit des Paradieses, den Sündenfall und die Vertreibung aus dem Paradiese gemalt haben, und wie denn der wackere Eycke von Repkow, der Schöpfer des urdeutschen „Sachsenspiegels", sein Rechtsbuch mit der Klage um den Sündenfall und das verlorene Paradies anhebt.

Wiederum in der neueren Geschichtsphilosophie läßt etwa ein Fichte seine Geschichtskonstruktion beginnen mit einem Stand der Unschuld des Menschengeschlechts,

[16] 1887, 37, 356. Vgl. dazu den Artikel „Das christliche Bekenntnis und die Germania". S. 368 ff.

dem er die gegenwärtige Zeit als das Zeitalter der vollendeten Sündhaftigkeit, der vollendeten Selbstsucht, und als Endziel das Zeitalter der vollendeten Rechtfertigung und Heiligung, das Gottesreich der Zukunft, entgegenstellt.

Goldenes Zeitalter, Insel der Seligen, Paradies, ich denke, dieser Menschheitstraum tritt uns gerade in dieser unserer eisernen Zeit in seiner ganzen Schönheit vor die Seele, und eine heiße heilige Sehnsucht entbrennt nach einer solchen seligen Zeit, wo auf Erden Güte und Treue einander begegnen, Gerechtigkeit und Friede sich küssen. Doch die Träume der Menschheit sind nicht nur Schäume. Die Menschheit projiziert die Ziele ihrer Sehnsucht in die Vergangenheit zurück, um so aus dem Bilde eines seligen Anfangszustandes die Kraft zu gewinnen, ihn nochmals auf Erden in einem seligen Endzustand zu verwirklichen, wie dies z. B. aus der Fichteschen Geschichtskonstruktion deutlich hervorgeht, und wie denn auch die alttestamentlichen Propheten, vor allem Jesaias von einem seligen Zukunftsreich weissagt, wo sie aus ihren Schwertern Pflugscharen und aus ihren Lanzen Winzermesser schmieden werden, wo beieinander weiden das Lamm und der junge Löwe, und ein kleiner Knabe Hirte ist.

Die Sehnsucht wird nun zur inneren Triebkraft, das Ersehnte auf Erden zu verwirklichen und jenen paradiesischen Zustand, jenes goldene Zeitalter, wieder heraufzuführen. Da blickt denn durch alle irdische Unzulänglichkeit und Unvollkommenheit jenes Idealbild eines besseren, eines vollkommenen Zustandes hindurch, den Menschen mahnend: nein, so soll es nicht sein, soll es nicht bleiben, es soll besser, schöner, herrlicher, vollkommener werden. Und wo dem Menschen irgendwo in der Schönheit der Natur oder der Kunst ein Licht aufleuchtet und ihm das Herz hell macht, wo er irgendwo eine gute, edle Menschentat erblickt, und ihm dabei das Herz warm wird, wo ihm eine Wahrheit überzeitlicher Art in seinem Gemüte aufblitzt und das Dunkel in ihm und um ihn strahlend erhellt, da verspürt er etwas von dem Hauch, dem Glanz und dem Licht des Paradieses, und so weist ihn alles Schöne, alles Gute, alles Wahre zu jenem Reich vollkommener Harmonie, wo alle Widersprüche sich zu seliger Eintracht zusammenfinden und alle dunklen und quälenden Fragen sich aufhellen im Lichte ewiger Wahrheit. Alles Schöne, alles Gute, alles Wahre ist nun ein Lichtstrahl vom Paradiese, und vergewissert den Menschen, daß dies Paradies nicht Traum und Schatten, sondern höchste Wirklichkeit ist, der die Zeit unablässig zustrebt, und darauf als Ziel auch alles menschliche Streben letzten Endes gerichtet ist. Hierauf deutet die immerdar unruhige, hin und her zitternde Kompaßnadel des inwendigen Menschen. Von dieser ewigen Paradiesesheimat der Seele, die zugleich ihr Ursprung und ihr Ziel ist, künden die Frommen und Weisen, und singen die Sänger aller Zeiten und aller Länder, sie alle, die da zugleich Seher, Schauer ins Wesen der Dinge sind, die da tiefer schauen als der gewöhnliche Sterbliche, dem sie das dunkle und dumpfe Ahnen und Sehnen seines Herzens und den Sinn seiner ihm in seligen Stunden aufleuchtenden Träume deuten. Das ist der Sinn jenes erhabenen Bildes eines Plato, da er kündet, die Seele habe vor ihrem Eintritt in die Zeit geweilt im Anschauen der ewigen göttlichen Ideen, und nun, da sie in die Zeit eingetreten, sei ihr die Erinnerung geblieben an jene göttliche Ideenschau, und diese Erinnerung weise ihr den Weg durch das wirre und dunkle Trugreich der Zeit wieder heim zur ewigen Heimat im Lichte der göttlichen Ideen, wo die Idee des Guten als Zentralsonne aufglänzt. Ja, der Menschheit, jeder einzelnen Menschenseele ist eingesenkt eine Urempfindung, eine Grundgewißheit eines besseren, seligen Zustandes, wo Leid und Geschrei nicht mehr sein wird, wo alle Schönheit aufleuchtet, alle Wahrheit aufglänzt, und die ewige Liebe erstrahlt wie das Licht der wärmenden und segnenden Sonne. Rückerinnerung an die göttlichen Ideen nennt's Plato auf seine Weise, Paradies und Bild Gottes nennt's die Bibel, und beide meinen, nur anders ausgedrückt, im Grunde dasselbe, jene Grundtatsache alles Menschentums, wonach ihm aus einer anderen Welt als der Welt der Sinne und der Vergänglichkeit die Werte des Wahren, Guten und Schönen in ihrer Dreieinigkeit aufleuchten, und ihm also gegenüber aller Unzulänglichkeit alles Irdischen, aller Unvollkommenheit alles Zeitlichen, in seinem Innern eine oberste Norm entgegentritt, der er gehorchen, und die er hier in der Zeit strebend, ringend und kämpfend verwirklichen soll, dergestalt, daß sich ihm in dem Gehorsam gegen diese Norm, im Kampf um ihre Verwirklichung in der Zeit der Sinn, der Wert und die Bestimmung des Menschen gewiß wird. Dies, sage ich, ist auch der Sinn des Messianismus der israelitischen Propheten, die ein Reich des Friedens und der Gerechtigkeit erschauten, wo auch die Tierwelt in dies Gottesreich einbezogen sein wird, wie der Prophet Jesaias dies so ergreifend im 11. Kapitel schildert, und wie dies, anknüpfend hieran, der Apostel Paulus Römer 8, 19 ff. verkündet.

In wem aber so die Erinnerung an die Paradiesesheimat der Seele aufgeleuchtet ist, und für ihn zum Kern seines Lebens und Strebens, Ringens und Kämpfens, Sehnens und Hoffens geworden ist, der erschaut, den entzückt Göttliches, weil er – wie er nun weiß – selbst göttlichen Geschlechts ist, und indem er allem Schönen, allem Guten, allem Wahren freudig zujauchzt, ist dies sein Jauchzen die Antwort seines innersten Wesens, seines Menschentums an den, der sich ihm in allem Schönen, Guten und Wahren als der Urquell und Meister aller Schöne, aller Güte und Wahrheit offenbart, auf daß er ihn liebe und ihm diene und sein Reich hier auf Erden in der Zeit erbaue. Dies sein Jauchzen ist mehr als das Gespinst seiner blassen Gedanken und führt ihn näher heran und tiefer hinein in das Wesen der Dinge und den Sinn alles Geschehens, als dies seine Begriffe und die Schlüsse seines Verstandes tun. Dies sein Jauchzen, diese seine überquellende Freude, diese all sein Denken, Fühlen und Wollen durchglutende Beseligung, sie sind die Antwort seines ganzen Seins, seiner Wesensfülle, da ihm nun in allem Guten, Wahren und Schönen das Licht des verlorenen Paradieses aufleuchtet, und er also wieder seiner Paradiesesheimat inne und gewiß wird. Das Paradies ist nicht verloren. Es ist da, es ist nicht hinter uns, es ist vor uns, und so wir im Guten, Schönen und Wahren leben und ihm immerdar zustreben, ist es zugleich um uns und in uns. In wem also ein Lichtstrahl des Paradieses aufgeleuchtet ist, aus dem bricht hinwiederum ein Lichtstrahl des Paradieses hervor, so daß es mitten in Nacht und Trübsal um ihn heller wird, und

ein Freudenschein von ihm ausgeht, zu trösten alle bekümmerten Seelen, und zurecht zu weisen alle Verirrten.

So möge denn nun hier das Wort eines noch heute unter uns lebenden Mannes stehen, eines Sängers und Sehers, in dem wahrhaftig etwas vom Licht des Paradieses leuchtet und aus dessen Worten und Werken es immer wieder wie von Paradiesesglanz aufglänzt. Es ist Tagore, der weise und fromme Inder, der da seinen Schülern in der Weisheitsschule zu Santiniketam vom Paradiese also verkündet hat[1]:

Ich glaube, daß es ein Ideal gibt, das über der Erde schwebt und sie durchdringt, das Ideal des Paradieses, das keine bloße Schöpfung der Phantasie ist, sondern letzte Wirklichkeit, in der alle Dinge sind und der alle Dinge zustreben. Ich glaube, daß diese Paradiesesvision uns entgegenstrahlt aus dem Sonnenlicht, aus dem Grün der Erde, aus dem fließenden Strom, aus der Fröhlichkeit des jungen Lenzes, aus dem stillen Frieden des Wintermorgens, aus der Schönheit des menschlichen Antlitzes und dem Reichtum menschlicher Liebe. Überall auf der Erde ist der Geist des Paradieses wach und läßt seinen Ruf ertönen. Er dringt, uns selber unbewußt, an unser inneres Ohr. Er stimmt die Saiten unsrer Lebensharfe und mahnt uns, unsre Sehnsucht hinauszusenden über das Endliche, wie die Blumen ihren Duft in die Lüfte senden, und die Vögel ihre Lieder.

Schwerin i. M. Raimund Eberhard

Geschichtliche Wahrheit

Daß in unseren Tagen der Auf- und Umwühlung aller Dinge auch das geschichtliche Bild unserer ferneren Vergangenheit ins Fließen und Rinnen gekommen ist, ist kein Wunder. Das mit so unerhörter Wucht aufgebrochene Ideal strahlt nach allen Seiten und Richtungen hin aus. Jede Revolution will den neuen Seeleninhalt, aus dem sie erwuchs, nicht nur in der Gegenwart zum allesbeherrschenden Ausdruck bringen, sondern auch die Zukunft dadurch gestalten und die Vergangenheit in seinem Lichte sehen.

Es ist ebenso natürlich, ja selbstverständlich, daß sie in Hinsicht auf das Letztere die Ansätze aufgreift, die bereits vorlagen. Und sie lagen vor an all den Punkten, um die der Streit entbrannt ist. Thomas Münzer wurde schon seit einigen Jahrzehnten höher geschätzt – freilich aus ganz anderen, ja entgegengesetzten Beweggründen, als sie bei den Vertretern des neuen Ideals wirksam sind; übrigens scheint es neuerdings um Münzer stiller geworden zu sein. Meister Eckehart war auch bereits seit längerer Zeit auf den Schild erhoben, wobei die Ausgabe des Diederichsschen Verlages (von H. Büttner, 1903) eine große Rolle spielte. Das Thema Widukind war schon vor dem Krieg von seinem Landsmann, dem Dichter Hermann Löns, aufgegriffen, der seinen Gegenspieler, Karl den Großen, als den halbwelschen Franken bezeichnete. Über Bonifatius hat Otto Wissig im Anschluß an ältere Vorbilder (Joh. Heinrich August Ebrard) 1929 sein Buch (Wynfrid-Bonifatius. Ein Charakterbild) veröffentlicht. Am stärksten war das Feld bereitet auf dem Gebiet der deutschen Vor- und Frühgeschichte, wobei in erster Linie Gustav Kossinna zu nennen ist.

Hinter all diesem Widerspiel tauchen Fragen grundsätzlicher Art auf: Was ist das Wesen der Geschichtsforschung? Welche Gesichtspunkte sind maßgebend – und dürfen oder müssen es sein – bei der Wertung der geschichtlichen Persönlichkeit und ihres Lebenswerks?

1. Tatsachenfeststellung

Auf die Frage nach dem Wesen der Geschichtsforforschung gibt es eine Antwort, die unbestritten ist und niemals bestritten werden kann, nämlich: sie hat zunächst festzustellen, was und wie es gewesen ist. Darin stimmen Vergangenheit und Gegenwart überein. Ernst Krieck (Wissenschaft, Weltanschauung, Hochschulbildung 1934, S. 12) sagt: „Wissenschaft ist ein notwendiger Teil unserer Auseinandersetzung mit Welt und Leben... Das Gesetz der Wahrerkenntnis bleibt Kennzeichen aller Wissenschaft." Für die Geschichtswissenschaft bedeutet das die Zustimmung zu jener Antwort. – Auch der Gedanke findet sich, daß die Deutschen für solche Wahrerkenntnis besonders befähigt seien. Wilhelm Teudt (Germanische Heiligtümer 2. Aufl. 1931 S. 280) zitiert zustimmend Richard Wagners Wort: „Deutschsein heißt eine Sache um ihrer selbst willen betreiben" und sagt dazu: „Die nordischen Völker sind im allgemeinen mehr für Objektivität, Sachgemäßheit und Sachsamkeit (!) veranlagt, als die übrigen Völker. Insbesondere der Deutsche vermag am ehesten die Dinge nach ihrem innersten Wesen zu erkennen und zu behandeln, also nicht so, wie sie scheinen und wie er sie haben möchte." Was Teudt im Anschluß daran weiter sagt über die „Krankheit intellektueller Michelei", die dazu neige, „sich in den luftleeren Raum zu versteigen, wo der Begriff eines gottgegebenen Vaterlandes nicht mehr vorhanden ist", und die – neben der Veranlagung zur Sachlichkeit – „durch 1000jährige romanisierende Erziehung des deutschen Volkes innerhalb eines römischen Reiches deutscher Nation, die darauf hinauslief, die deutsche Seele von den Wurzeln ihres germanischen Wesens zu trennen", veranlaßt sei –, das gehört nicht mehr in unseren Zusammenhang, wo wir es zunächst nur mit der Geschichtsforschung zu tun haben, insoweit sie sich mit der Feststellung des Tatsächlichen beschäftigt. Aber es ist bezeichnend dafür, wie man die Dinge untereinander mengt.

Wohl aber gehört hierher, was Teudt vor den oben angeführten Sätzen sagt (S. 279): „Auch in der Wissenschaft gibt es nur ein Streben nach der zur Erkenntnis der Dinge erforderlichen inneren Freiheit mit sehr verschiedenem Erfolg." Das ist wiederum sehr richtig. Die Richtigkeit der Tatsachenfeststellung hängt allerdings ab von dem Grad der inneren Freiheit, der Freiheit nämlich vom Eingespanntsein in das Heute, in das Gegenwärtige, in die Subjektivität (nicht Individualität). Darum ist es nicht richtig, wenn in demselben Atemzug, in dem die Forderung dieser inneren Freiheit (mit vollem Recht) aufgestellt wird, sogleich die Warnung daneben steht: ja keine „intellektuelle Michelei!" Die liegt auf einer ganz anderen Ebene.

Die Verschiedenheit des Erfolges, die dem Streben nach „innerer Freiheit" beschieden ist, hängt wesentlich von der Anlage des strebenden Menschen ab. Geschichtsforscher werden geboren. Diese Anlage kann wie jede andere ausgebildet und geübt werden, oder man kann sie verkümmern lassen. Aber wo sie nicht ist, kann sie nicht anerzogen werden. Wer sie nicht hat, soll die

[1] „Flüstern der Seele". München, Kurt Wolff, 1921.

Hände von der Erforschung der Vergangenheit lassen. Er treibt ein müßiges, nutzloses, ja schädliches Spiel. Der geborene Geschichtsforscher studiert die oft so dürren, dürftigen, trockenen Berichte; er vergißt die Welt, in der er lebt, und die Seele einer andern Welt wird ihm deutlich. Und nun fügen sich die einzelnen Tatsachen zu einem abgerundeten Bild, zu einer Gesamtschau. Solange unverstandene Stücke übrigbleiben, ruht und rastet er nicht, bis auch sie sich diesem Gesamtbild einordnen oder – ihn zwingen, es abzuwandeln. Diese Fähigkeit der nachschaffenden, gestaltenden Intuition macht den Geschichtsforscher.

Nichts in der Welt ist vollkommen, auch diese Anlage nicht. Keiner hat sie unbegrenzt. Aber wo sie in hohem Maße ist, soll man sie respektieren. Die Würde des Geschichtsforschers liegt darin, daß er sie nutzt. Aber auch die hohe Verantwortung, die auf ihm liegt, hängt damit zusammen. Wir sind in allen menschlichen Dingen auf Autoritäten angewiesen. Autorität aber bedeutet Verantwortung.

Die Dinge feststellen, wie sie waren, „also nicht so, wie sie scheinen oder wie man sie haben möchte" – sagt Teudt. Richtig. Aber nicht richtig ist es, wenn man z. B. sagt: „Aus einem gegenwärtigen und zukunftsträchtigen Glauben heraus entsteht uns das Bild germanischer Frühzeit und Vorwelt als ein Mittel der Erziehung rassisch-völkisch-politischen Menschentums, als Wegweisung in eine neue Zukunft" (Krieck a. a. O. S. 42). Hier wird und muß jeder Geschichtsforscher widersprechen. Denn hier ist zweierlei verwechselt: die wissenschaftliche Forschung und die volkstümliche Verwertung ihrer Ergebnisse. Wer kämpfend ein Ideal vertritt, es seinen Zeitgenossen einprägen und seine Geltung in die Zukunft hinein verlängern möchte, hat natürlich das Recht, aus den Ergebnissen der wissenschaftlichen Forschung das herauszunehmen, was sein Ideal stützt, und es erzieherisch zu verwerten. Die Ergebnisse aber dürfen nicht von diesem Ideal aus geschaffen und gestaltet werden. Sonst sind sie nicht mehr Ergebnisse der Wissenschaft, sondern der Phantasie und des Willens.

Diese Ergebnisse sind gewiß nicht allerletzte Erkenntnisse. Neue Funde können festgestellte Tatsachen in anderem Licht erscheinen lassen und das Gesamtbild ändern, eine neue Gesamtschau nötig machen. Der naive Laie weiß das nicht und betrachtet jedes Ergebnis, das ihm einleuchtend vorgetragen wird, als endgültig. Das war immer so und wird nicht zu ändern sein. Es ist auch nicht gefährlich. Aber es gibt heute eine gerade entgegengesetzte Einstellung zur Wissenschaft. Sehr treffend redet darüber Gustav Neckel (Handbuch der Kulturgeschichte, herausgeg. von Heinz Kindermann. Bd. I: Kultur der alten Germanen, 1934, S. 10). Die Leute dieser Einstellung

glauben überhaupt an keine Endgültigkeit, weder an erreichte noch an erreichbare, weil sie keine Lösung anerkennen, die nicht durch ein weltanschauliches Apriori bedingt sei, also durch einen subjektiven Faktor, der das Objektive ... rettungslos verändere oder verfälsche, und sie erblicken daher die Lehren der Wissenschaft ungefähr auf einer Linie mit mehr oder weniger schönen und gefälligen Melodien, Dichtungen oder Farbensymphonien... Sie verneinen das Ideal der Wissenschaft, die Gewißheit, nach der sie heißt, indem sie Verachtung der Millionen schöner, interessanter und ganz unzweifelhafter empirischer Gewißheiten predigen ... Sie erheben damit die Problematik auf den Thron und beweihräuchern sie unter langen wohlklingenden Litaneien als höchste Göttin, ein Kult, der nur benebelnd und verwirrend wirken kann, während die Wissenschaft offene Augen und klare Intelligenzen braucht.

Ich glaube, daß Neckel recht hat, wenn er diese als „die eigentlichen Feinde der Wissenschaft" bezeichnet.

2. Beurteilung geschichtlicher Personen

Etwas ganz anderes als die Feststellung von Tatsachen und die Herausarbeitung eines Gesamtbildes vom Zuständlichen ist die Wertung einer geschichtlichen Persönlichkeit. Wenn ein Geschichtschreiber Tatsachen aus den Quellen herausarbeitet oder das Bild einer vergangenen Zeit in einer allgemeinen Schau vor uns ausbreitet, dann erfährt man über den Geschichtschreiber dabei nichts weiter als dies, ob er sorgsam und sachgemäß arbeiten kann, und ob er die oben geschilderte Gabe der Intuition hat. Wenn derselbe Mann aber eine Gestalt der Vergangenheit charakterisiert, dann erfährt man über ihn mehr. Man lernt seine Sympathien und Antipathien, d. h. also ein Stück seines innersten Wesens kennen. M. a. W.: bei der Schilderung einer Persönlichkeit ist das subjektive Moment viel weniger auszuschalten.

In seiner „Kirchengeschichte Deutschlands" (II, 3 u. 4, S. 638 ff.) hat Albert Hauck ein liebevolles Bild des Hrabanus Maurus (etwa 784–856), des „ersten deutschen Theologen", gezeichnet. Er rühmt ihn als den „schlichten Mann, der bestrebt ist zu nützen, nicht sich zur Geltung zu bringen"; er preist seine Zuverlässigkeit, die sich in all seinem Tun zeige: „er bewies Treue; in der Wandellosigkeit seiner Gesinnung beruhte seine Stärke". Er kannte keine sittlichen Konflikte, darum verstand er den sächsischen Mönch Gottschalk nicht: „Das ist beschränkt, aber es ist ehrlich." Die Harmonie des Daseins suchte er „in der Übereinstimmung des Handelns mit den sittlichen Grundsätzen". Hier fühlt der Leser deutlich die Sympathie heraus. Wie anders bei dem, was Hans von Schubert in seiner „Geschichte der christlichen Kirche im Frühmittelalter" (1921, S. 731 ff.) über denselben Mann schreibt:

Sein Leben ist von großer Schlichtheit, eben und fast konfliktlos in dieser kampfzerrissenen Zeit ... treuer Anhänger der Reichseinheit ... dessen Unselbständigkeit selbst manchem seiner Zeitgenossen unangenehm auffiel, von ihm selbst aber als Demut ausgelegt wurde; dieser Gelehrte, der, ohne Griechisch zu können, mit griechischen Brocken prunkte, die er andern entlehnt hatte ... der Gottschalk bis aufs Krankenlager mit seinem Haß verfolgt ...

Jeder fühlt, daß hinter diesen beiden Schilderungen dasselbe Menschenbild steht. Und doch – wie verschieden! Durch verschiedene Brillen, will sagen: Subjektivitäten hindurch geschaut!

Ein anderes Beispiel. In der Sammlung „Beiträge zur neueren deutschen Literaturgeschichte" ist als Heft 9 eine Abhandlung von William Freiherrn von Schröder über Gottfried Arnold erschienen (1917). Der erste Abschnitt handelt von Arnolds Beziehungen zu Spener. Dieser beschäftigte sich bekanntlich in seinen Mußestunden mit Heraldik und Genealogie. Schröder meint, dadurch werde Speners „lederne Geistigkeit" bewiesen. Ferner: Spener legte in seiner Kampfstellung gegenüber der Orthodoxie allen Wert darauf, daß ihm und seinen Parteigängern die Rechtgläubigkeit nicht abgesprochen werden konnte. Deshalb pflegte er Bücher von Gesinnungsgenossen, die ihm als bedenklich geschildert wurden, nicht zu lesen, um eine Stellungnahme dazu

vermeiden zu können. So handelte er auch gegenüber einem Buch seines jüngeren Freundes und Schülers Gottfried Arnold aus dessen mystischer Periode und teilte ihm das mit. Schröder nennt das eine „Unverfrorenheit". Ein freundlicherer Beurteiler würde im ersteren Fall sagen: Spener war keine Kampfnatur, aber durch seine Lebensführung auf einen kampfumtobten Platz gestellt, den er aus Gewissenhaftigkeit und Treue nicht verließ; darum brauchte er gegen die seine Seele zerreibende und aufwühlende Kampftätigkeit ein Gegengewicht und fand es in der beruhigenden Beschäftigung mit so sturmfreien Gegenständen, wie es Heraldik und Genealogie sind. Und im anderen Falle (Nichtlesen bedenklicher Bücher und Aussprechen des Grundes) würde ein freundlicher Beurteiler von Besonnenheit reden und von einer Taktik, die immer noch viel besser sei, als die leidenschaftliche und persönliche Gehässigkeit, wie sie so oft geistige Kämpfe vergiftet.

Diese Verschiedenheiten in der Wertung geschichtlicher Personen lassen sich nie ganz vermeiden, weil sie begründet sind in der Verschiedenheit der wertenden Individualitäten. Andere aber sind vermeidbar und müßten vermieden werden.

Wilhelm Teudt (a. a. O. S. 252 ff.) widmet Karl dem Großen ein ganzes Kapitel unter der Überschrift: „Der Zerstörer der Heiligtümer." Es enthält ein vernichtendes Werturteil über den Herrscher: „... völlige Hintansetzung aller Begriffe der Gerechtigkeit, des Rechts und der christlichen Gebote hinsichtlich Mein und Dein", nicht einmal „immer zugunsten seiner Hausmacht, geschweige denn des öffentlichen Wohls, sondern zugunsten seines persönlichen Besitzes, Glanzes und Ruhmes" habe er gehandelt; „Mangel ehrenhafter deutscher Gesinnung" wird ihm vorgeworfen usw. Wer das Kapitel aufmerksam liest, kann mit Händen greifen, daß hier von der Wertung des Lebenswerkes die Wertung der Persönlichkeit bestimmt ist. Weil Karl dem Verfasser, „der Zerstörer der Heiligtümer" ist, darum stellt sich ihm unwillkürlich – gewiß nicht in bewußter Absicht – der Charakter Karls in dieser Weise dar. Nicht einmal die zweifellos vorhandenen militärischen, staatsmännischen und organisatorischen Fähigkeiten finden Erwähnung. Teudt beweist damit, daß er kein Geschichtschreiber ist.

Oder ein andrer Gesichtspunkt: die Wertung einer Persönlichkeit muß erfolgen im Blick auf die Anschauungen und Möglichkeiten ihrer Zeit. Um bei Karl dem Großen zu bleiben: man wirft ihm zügel- und schrankenlose Sinnlichkeit vor. Daß er neben seinen rechtmäßigen Frauen noch Nebenfrauen und Kinder von ihnen hatte, würde, nach dem Maßstab unserer Zeit gemessen, mit Recht einen Vorwurf begründen. Aber die fränkischen Könige hatten Nebenfrauen: die Mehrehe war nach altgermanischem Recht möglich. Erst die christliche Kirche hat die ausnahmslose Einehe durchgesetzt; dem gewaltigen Karl gegenüber, der den Bischof von Rom als seinen Untertan betrachtet, wagte sie es nicht. – In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hat Karl von Rotteck eine Deutsche Geschichte geschrieben. Es war die Zeit, in der man alles Heil von der Einführung parlamentarischer Verfassungen erwartete. Darum schildert Rotteck unsern Frankenherrscher als einen Despoten, weil er keine Volksvertretung eingeführt habe! Im Gegensatz dazu preist er König Heinrich I., den vermeintlichen „Städtegründer", weil er die Entwicklung eines freigesinnten Bürgertums ermöglicht habe, als weitschauenden Staatsmann! („Vergangenheit und Gegenwart", 1934, Heft 12, S. 657). Wir lächeln heute über die kindlich-naive Art, mit der man das eigene Ideal in die Vergangenheit hineintrug. Aber ist es etwas anderes, wenn man Karl den Großen undeutscher Gesinnung beschuldigt, weil er keinen Nationalstaat sondern ein Reich gegründet hat, das verschiedene Völker umfaßte? Heißt das nicht, die Gestalten der Vergangenheit mit *unserem* Maßstab messen und nicht mit dem ihren? –

Also: bei der Wertung der geschichtlichen Gestalten wird die Individualität des Geschichtschreibers nie ganz auszuschalten sein. Aber Beeinflussungen dieser Wertung durch unser Urteil über das Lebenswerk jener Männer wie durch zeitfremde Maßstäbe können und müssen möglichst ausgeschaltet werden.

3. Beurteilung ihres Werkes

Die Wertung des Lebenswerkes einer geschichtlichen Person ist allerdings abhängig von grundlegenden unvermeidlichen Voraussetzungen.

Die wichtigste geschichtliche Leistung Karl Martells (714–741) ist der Damm, den er durch die Schlacht bei Poitiers dem Vordringen der Mohammedaner entgegensetzte. Ein arabischer Geschichtschreiber wird das selbstverständlich anders beurteilen als sein christlich-europäischer. Oder: Der Bodenreformer und überhaupt jeder, der in einem bodenständigen Bauerntum eine wesentliche Grundlage völkischen Lebens sieht, wird das Streben der Gracchen in Rom anders beurteilen, als jemand, der im Großgrundbesitz ein Ideal sieht. Oder, um noch einmal auf Karl den Großen zu kommen: Die sog. „karolingische Renaissance" bedeutete die Anbahnung der Verbindung zwischen Antike, Christentum und deutschem Wesen. Wer darin nichts anderes sieht als eine für den nordischen Geist beinahe tödlich verlaufene Gefahr, einen Irrweg und eine Episode, die möglichst restlos endlich abgeschlossen werden muß, wird natürlich anders urteilen als der, der hier eine fruchtbare Auseinandersetzung findet, die dazu führte,

daß das deutsche Volk den im Frühmittelalter an Fülle und Gehalt in erdrückendem Maße hereinströmenden fremden Kulturelementen nicht nur nicht erlag, sondern diese Elemente in schöpferischer Weise umwandelte und zum Aufbau einer neuen, durchaus eigenen Kultur verwendete (so die neueste deutsche Kulturgeschichte Bd. 2: „Deutsche Kultur zwischen Völkerwanderung und Kreuzzügen", von Paul Kletler, 1934, S. 17).

Karl Lamprecht hat gesagt, die Arbeit des Geschichtsforschers sei wie der Weg über ein Feld voller Totengebeine; wo sein Fuß hintrete, erwecke er sie zu neuem Leben. Das klingt stolz, aber es ist richtig. Doch bleibt entscheidend, was das für eine Welt ist, die er zu neuem Leben erweckt: ob eine Traum- oder Wunschwelt, oder die Welt, wie sie – annäherungsweise – wirklich war; und was das für Gestalten sind, die hinter ihm aufstehen: Daß sie nicht mit modernen Kleidern und Mäntelchen bedeckt seien, daß ihnen nicht eine falsche Seele eingehaucht sei.

Weimar Rudolf Herrmann

Die Reichstagung des Gustav Adolf-Vereins in Kassel

vom 29. August bis 1. September 1936

Es war auf der Kasseler Reichstagung des Gustav-Adolf-Vereins 1902, wo der vielen älteren Pfarrern gutbekannte Professor Mirbt dem Gustav-Adolf-Verein das hohe Lob spendete, daß er dem Protestantismus Deutschlands den Zug ins Große, den ökumenischen Sinn, gebracht habe. Daran erinnerte der Vorsitzende der jetzigen Kasseler Tagung, der Präsident der Gustav-Adolf-Stiftung, Staatsrechtslehrer Professor Dr. Gerber, Leipzig.

Weltweites Denken hat in den olympischen Festtagen Berlins sich unserem ganzen Volk gezeigt; vom völkerverbindenden, völkerbefriedenden Sport, vom edlen Kampf ohne Vernichtung war die Rede. Ein Neger mit goldenen Medaillen gekrönt — welch ein Abstand von Onkel Toms Hütte! Daneben aber seit nun mehr als drei Jahren ein stärkstes Sichbesinnen auf den umgrenzten Boden, auf die formgestaltende, nicht durch Gedanken übertragbare Kraft des Blutes. Ehrfurcht vor Blut und Boden und Ehrfurcht vor einer letzten, völkervereinenden Idee in den Olympischen Spielen, zwei Pole, ohne die eine Welt nicht sein kann. Beide waren alle Zeit lebendig in der Gustav-Adolf-Stiftung, ein Sichbesinnen auf deutsche Art und zugleich auf das weltweite Evangelium in der Erkenntnis, daß deutsches Volkstum ohne evangelisches Kirchentum sich nimmer erhalten kann und beide nur in engster Vereinigung so festgefügt sind, daß sie Völkerstürmen so standzuhalten vermögen, wie etwa die Gemeinden Siebenbürgens.

Professor Abderhalden, Halle, bekannte in seiner Zeitschrift „Ethik", wie die „Evangelische Gemeinde", das kirchliche Monatsblatt für Kassel, zum Gruß der Gustav-Adolf-Tagung hervorhebt: „... Im Anblick dieser Kirche inmitten eines einst rein deutschen Dorfes wurde mir wie eine Vision klar, was für auslandsdeutsche Gebiete Kirche und Geistlichkeit für eine gewaltige, unersetzbare Bedeutung zu allen Zeiten gehabt haben und noch haben. Die kirchliche Gemeinschaft ist das Zentrum der Kultur für die einzelne Gemeinde. Zusammen mit der deutschen Schule und dem deutschen Schulmann hat die deutsche Kirche, umbrandet von Fremdstämmigen mit ganz andersartiger Kultur, deutsches Wesen mit allen seinen charakteristischen Merkmalen unverfälscht durch Jahrhunderte hindurch erhalten." In erster Linie gilt deshalb, so hob Professor Gerber hervor, notleidenden Gemeinden des eigenen Volkes jenseits der Grenzen die Hilfe des Gustav-Adolf-Vereins. Wohl spricht der Führer der Gustav-Adolf-Stiftung in engster Verbindung mit der Geschichte der Stiftung es aus, daß der Gustav-Adolf-Verein ein *evangelisches* Werk ist. „Unsere Hilfe gilt denen, die uns im Glauben verbunden sind. Wenn wir Gemeinden helfen, sich ein Gotteshaus zu bauen, wenn wir ihnen Glocken für die Türme ihrer Kirchen stiften, die mit ihrer ehernen Stimme die Gläubigen zur Andacht rufen, oder Orgeln, damit in würdiger Weise im Gesang Lob und Anbetung erschallen, dann wird kaum jemand bezweifeln, daß hier Christen anderen Christen um des Glaubens willen helfen. Allerdings müssen wir dabei betonen: zur Eigenart des Evangeliums gehört die Verkündigung des Evangeliums in der *Muttersprache*. Sie ruht auf der Überzeugung, daß nicht die abstrakte Seele von Gott angesprochen wird, sondern der Mensch in seiner Volkszugehörigkeit. Die reformatorischen Erkenntnisse haben dazu geführt, daß die Menschen, die sich aus der Einheit des Blutes und aus kultureller Eigenständigkeit als geschichtliche Gemeinschaft kennen, auch im christlichen Glauben sich als Gemeinschaft wissen. Das hat zur Bildung der Landeskirchen geführt. Das begründet aber auch die Diasporapflege der Gustav-Adolf-Stiftung und ihre besondere Hinwendung zu den notleidenden Gemeinden des eigenen Volkes jenseits der Grenzen." So konnte Professor Dr. Gerber in seiner grundlegenden Eröffnungsansprache als das Bekenntnis des Gustav-Adolf-Vereins bezeichnen: entschiedener Einsatz für das christliche Bekenntnis und für das Volkstum stehen nicht in notwendigem Gegensatz, sie bedingen sich vielmehr gegenseitig.

Besonders eindringlich wurde in dieser Eröffnungsansprache der Ruf an die Heimatkirchen, zur Eintracht und zur Einigkeit sich zurückzufinden. „Wie könnten die mancherlei Gefahren gebannt werden, wenn es bei der inneren Zersplitterung der evangelischen Kirche bliebe?" In Erinnerung an das Marburger Religionsgespräch und an den Hessischen Fürsten der Reformation, den Landgrafen Philipp, rief er aus: „Was wäre nötiger und wichtiger als ein brüderliches Zusammenstehen im deutschen Protestantismus!" Dann trafen uns die Worte ins Herz über die Diasporagemeinden, die immer sorgend hinüber schauen zu der Heimatkirche, aus der ihnen geldliche und seelsorgerliche Hilfe stets gekommen ist. „Die evangelische Diaspora, die wir betreuen, lebt ganz wesentlich aus dem Vertrauen in die deutsche evangelische Heimat." „Wer in gesicherten und einigermaßen ruhigen Verhältnissen lebt, vermag den Einsatz kaum einzuschätzen, der inmitten einer volksfremden Umwelt von einer Diasporagemeinde und jedem ihrer Glieder unablässig gefordert ist. Diaspora bedeutet Einsamkeit. Die ständig angespannten Kräfte der Diasporagemeinden vermögen nur dann durchzuhalten, wenn das Bewußtsein der äußeren Verlassenheit sein Gegengewicht in der Überzeugung hat, trotz allem einer großen Gemeinschaft anzugehören, die die Not der Einsamen mitempfindet und sich mit verantwortlich weiß für ihre Überwindung. In dieser Überzeugung wächst die Kraft der heimatlichen Gemeinschaft den zerstreuten Gemeinden zu und stärkt ihre Einsatzbereitschaft sowie ihren Mut und Willen zum Durchhalten. Muß nicht unter solchen Voraussetzungen jede Nachricht von innerer Zerrissenheit der Heimatkirche die kämpfende Diaspora in ihrem Lebensmittelpunkt lähmend treffen? Muß nicht ein jäher Schrecken über die Gemeinden kommen schon bei dem Gedanken, es könnten auch sie sich so zerspalten, mit ihrer Geschlossenheit den letzten Panzer gegen die Übermacht der Umgebung verlieren und dann eine leichte Beute ihrer Gegner werden? Die Akten unseres Gustav-Adolf-Werkes sprechen eine ernste und deutliche Sprache von diesem Bangen der Diaspora."

Der Vortrag von Konsistorialrat Hasenkamp, Düsseldorf, über den „Dienst der Heimatkirche und des Gustav-Adolf-Vereins an den Volksgenossen in den Kolonien" berichtete von der Rückwanderung der alten Siedler und neuem Zustrom aus der Heimat in die ehemalige Kolonie Deutschsüdwestafrika, so daß das Deutschtum in wenigen Jahren dort wieder fast bis zur Vorkriegszahl gestiegen sei. Der jüngst verstorbene Propst Wienfried Ebers schloß 13 Gemeinden in der „Deutschen Evangelischen Synode von Südwestafrika" zusammen. Freilich seien in den von Frankreich und Belgien verwalteten Gebieten von Togo und Kamerun bis heute Deutsche nur vereinzelt zugelassen. Dagegen haben in Deutschostafrika unter englischer Mandatsherrschaft neue Ansätze evangelischen Kirchenlebens sich gebildet, das hier zumeist in enger Fühlungnahme mit den deutschen Missionsgesellschaften steht. Aber eine bange Frage warf der Vortragende in das prächtige Bild einer evangelischen Kolonialkirche als eines fernen Außenwerkes der deutschen evangelischen Kirche: „Sollte das Deutschtum in den Kolonien auf christliches Kirchenleben verzichten wollen?" Die bange Frage ist begründet, denn, so sagt der Redner: „Wie hier in der Heimat wird auch in den Kolonien die reine Herdflamme deutschen Geistes in vielen Häusern zu trübem Qualm durch die Vermessenheit des deutschen Herzens, das sich vor dem durch Christus zu uns redenden Gott und Vater nicht mehr beugen will, sondern nur noch in der Stimme des Blutes den Lebensruf der Allgottheit vernimmt."

Die Mittagsstunde des 31. August brachte die Überreichung der Festgaben von Gemeinden, Frauenhilfe und Pfarrern durch den Hauptvereinsvorsitzenden in Höhe von 28 000 Mark. Die Gustav-Adolf-Frauenvereine Deutschlands konnten der „Evangel. schen Frauenhilfe im Ausland" zum Ausbau eines bodenständigen Diakonissenwerks 15 000 Mark zur Verfügung stellen. Die große Liebesgabe wurde mit überwältigender Mehrheit der Gemeinde Bruck a. d. Mur für ihren Kirchbau zugesprochen. Brüssel und Engerau erhielten für ihren Kirchbau je 7 000 Mark.

Der unermüdliche und verdiente Generalsekretär der Gustav-Adolf-Stiftung, D. Geißler, jetzt 25 Jahre im Dienst des Gustav-Adolf-Vereins, wofür ihm besonderer Dank zuteil wurde, gab den Jahresbericht. Die Einnahmen sind trotz mächtiger Inanspruchnahme aller Gebefreudigen nur wenig hinter den Einnahmen der Jahre 1933/34 zurückgeblieben. 1311 Gemeinden konnten unterstützt werden. 141 liegen in Österreich, 135 in der Tschechoslowakei, 81 in Polen, 87 in den baltischen Ländern und in Rußland, 11 in Ungarn, 78 in Jugoslavien, 102 in Rumänien (Siebenbürgen), 7 auf dem Balkan und im Orient, 9 in Italien, 3 in Spanien und Portugal, 4 in Afrika, 28 in Südamerika. In diesen Zahlen offenbarte uns der Bericht die weltumspannende Weite des Gustav-Adolf-Werkes.

Über die personellen Veränderungen innerhalb des Zentralvorstandes meldet der Jahresbericht, daß durch den Eintritt von Landesbischof D. Marahrens das Vertrauensverhältnis zwischen der lutherischen Kirche Deutschlands und dem Gustav-Adolf-Verein weiter gefestigt sei.

Wohl das Schönste an der Tagung des Gustav-Adolf-Vereins war *die gewaltige Teilnahme der evangelischen Gemeinden der Stadt und des näheren Hessenlandes.*

Die Sonntagsgottesdienste in allen Kirchen waren gut besucht, die große Martinskirche, der hessische Dom, Sonntag, d. 30. 8., wie Dienstag, d. 1. 9., morgens 11 Uhr, fast überfüllt. Die volkstümliche Versammlung in der Stadthalle und dem Stadthallengarten mit Ansprachen von Vertretern der Diaspora: Jugoslaviens, Brasiliens, Rußlands und Österreichs, deren jede mit je einem Vers des Lutherliedes schloß, und der dann folgenden Aufführung der Bachkantate „Ein feste Burg ist unser Gott", von sämtlichen Kirchenchören der Stadt vorgetragen, war von gut 6000 Gemeindegliedern besucht.

Wir hoffen, daß die Tagung nicht ohne Frucht bleibt. Evangeliches kirchliches Werk treibt der Gustav-Adolf-Verein. Das Evangelium aber hat die Kraft, Bruderschaft über Klüfte hinweg zu wirken, die Nahen und die Fernen zu einen, wie der Brief an die Epheser die einigende Kraft des Evangeliums beschreibt, und vermag den hochmütigen Stolz der Nahen und den verbissenen Trotz der Fernen zu tilgen durch die geschehene Hingabe des Einen Herrn, der aus den Nahen und Fernen gleichberechtigte Ha usgenos sen Gottes macht. Eine Stärkung unseres Glaubens an die einigende Macht des Evangeliums hat uns die Gustav-Adolf-Tagung gebracht.

Kassel Karl Bachmann

Die Großen Deutschen

Vor etwa 50 Jahren erschien unter Mitarbeit bedeutender Gelehrter die „Allgemeine deutsche Biographie", jenes große klassische auf 56 Bände angewachsene Sammelwerk, das manchem von uns auf seinen Studienwegen begegnet sein wird und das wir als ein Zeugnis deutscher Gelehrsamkeit mit Ehrfurcht bewundert haben. Heute allerdings wollen uns die meisten ihrer Beiträge nur noch als Wissensansammlungen erscheinen. Ihr schriftstellerischer Reiz ist gering (von einigen Ausnahmen abgesehen); auch die geistige Ausdeutung der behandelten Männer entspricht nicht mehr den heutigen Wünschen. Die unlängst erschienene vierbändige, von Willi Andreas und Wilhelm von Scholz herausgegebene „Neue deutsche Biographie" unter dem Haupttitel „Die Großen Deutschen"[1] ist anderer Art. War die oben genannte Monumentalausgabe Ausdruck des allzu bildungseifrigen 19. Jahrhunderts, so wendet sich dieses neue Sammelwerk von 160 Lebensbildern großer Männer und Frauen der deutschen Vergangenheit an die veränderte, darum aber nicht geringere Aufnahmewilligkeit des heutigen Menschen, dem es mehr um eine Verdeutlichung des geistigen Raumes, um eine Versinnbildlichung der durch große Geister getragenen Ideen und um eine Heraushebung der historischen Entwicklungslinien zu tun ist. In dieser Beziehung ist das vorliegende Werk ein Musterbeispiel sachkundiger und kunstvoller Darstellung, das nicht zuletzt der fruchtbaren Arbeitsgemeinschaft der beiden Herausgeber, eines Gelehrten und eines Dichters, zu danken ist. Es soll nicht verschwiegen werden, daß man mit einigem Mißtrauen an die Bände herangegangen ist; denn, so sagte man sich, was kann schon auf $15^1/_2$ Seiten über Goethe, auf 24 über Friedrich den Großen gesagt werden? Nun, es ist Vortreffliches über sie gesagt worden, und auch fast sämtliche anderen Beiträge, mit denen hier Könige, Feldherren, Staatsmänner, Denker, Dichter, Maler, Musiker, Gelehrte und Erfinder vorgeführt werden, die in Werk und Tat eine 2000jährige deutsche Geschichte repräsentieren, sind von bewundernswerter Klarheit und Anschaulichkeit. Der Kreis der Gestalten ist weit gezogen; er reicht von Arminius bis Heinrich Schütz, vom Großen Kurfürsten bis Clausewitz, von Metternich bis Treitschke, und im vierten Band, der vornehmlich den Wegbereitern einer neuen, das 19. Jahrhundert verabschiedenden Epoche gewidmet ist, von Wilhelm Heinrich Riehl bis Hindenburg. Insgesamt sind es über 160 Lebensbilder, die den geschichtlichen Werdegang unseres Volkes bezeugen. Es kam Herausgebern und Verfassern dabei weniger auf biographische Umfänglichkeit als auf die Herausbildung der geistigen Gestalt an, in der sich Tat und Traum, Glauben und Wünschen des Volkes und der Nation verwirklichte. Keinen von den hier vertretenen Heroen der deutschen Geschichte möchte man missen, und es hat in Anbetracht der strengen und wohl überlegten Sichtung eigentlich wenig Sinn, fehlende wie Angelus Silesius, Andreas Gryphius, Novalis, Lichtenberg, Wieland, Adam Müller nachträglich herauszustreichen. Den Herausgebern wird sicherlich die Beschränkung einige Sorge gemacht haben. Nur in einem Falle sei ein kritischer Hinweis gestattet. Denn Friedrich Schleiermacher, neben Novalis wohl der bedeutendste Philosoph aus der romantischen Schule, dessen Denken ganze Generationen protestantischer Theologen befruchtete, hätte unter keinen Umständen fehlen dürfen. Auffällig ist auch, daß sich unter diesen 160 Biographien nur die zweier Frauen finden (Maria Theresia und Königin Luise); der geschichtlichen Gerechtigkeit und des Ausgleichs wegen hätte man in diesem Stammbaum deutschen Wesens wenigstens noch die heilige Elisabeth und die Bettina zu sehen gewünscht.

Da sich sämtliche Mitarbeiter, unter denen sich beste Namen befinden, mit bemerkenswertem Geschick dem Gesamtplan des Werkes einfügen und darüber hinaus sich durch eine sachkundige und zugleich lebensnahe Darstellungsweise auszeichnen, wäre es wenig taktvoll, Einzelne zu nennen und Andere zu verschweigen. Nur die Titel und Verfasser derjenigen Lebensbilder, die unsere Leser besonders interessieren dürften, seien hier kurz genannt: Meister Eckehart von Herbert Grundmann, Nikolaus von Kues von Ernst Hoffmann, Martin Luther von Friedrich Gogarten, Melanchthon von Walther Köhler, Jakob Böhme von Heinrich Bornkamm, Paul Gerhardt von Karl August Meissinger, Heinrich Schütz von Friedrich Blume, Georg Friedrich Händel von Hermann Roth, Johann Sebastian Bach von Heinrich Besseler, Friedrich von Bodelschwingh von Georg Merz, Johann Heinrich Pestalozzi von Aloys Fischer, Adolf Stöcker von Siegfried Kaehler.

Die 569 Abbildungen, wozu noch 24 Farbentafeln und 16 Faksimiles kommen, die die Sammlung ganz außerordentlich bereichern, seien lobend erwähnt. Als Hausbuch und Nachschlagewerk in einem hat diese Neue deutsche Biographie einen Ehrenplatz in der Bibliothek einer jeden deutschen Familie verdient. Vor allem soll und wird sie zur deutschen Jugend sprechen, für die das Werk nicht zuletzt auch eine erzieherische Aufgabe zu erfüllen hat. Dient doch das Gesamtwerk der Besinnung auf das geistige Erbe unserer Vorfahren, wie es hier Gestalt und Wirklichkeit in den besten Geistern der Nation in zweitausend Jahren geworden ist und das immer wieder nach Besitzergreifung und getreuer Hüterschaft verlangt.

Berlin Walther G. Oschilewski

[1] Propyläen-Verlag. Berlin. Einzelband M. 16.50. Alle vier Bände zusammen M. 60.—. Vgl. die vorläufige Anzeige CW 1935, Sp. 1146.

Blick in die Welt

Weltanschauung und Religion

Eindrücke bei der Gruppenbewegung. Professor Karl Heim schreibt in „Kirche im Angriff" (Sept. 1936, S. 321) einige Sätze über seine Erlebnisse bei der Gruppentagung in Oxford, die besondere Beachtung verdienen: „Kein systematischer oder praktischer Theologe, der von Berufs wegen darüber Bescheid weiß, was Kirche ist und wie religiöse Erweckungen zustandekommen, hätte das für möglich gehalten, was hier vor unseren Augen geschieht: unübersehbare Scharen von Laien, Geschäftsleute, Politiker, Bürgermeister von Großstädten, Offiziere, Hotelangestellte, Schauspieler, junge, blonde, ungebrochene Menschen aus allen Ständen in Norwegen, in Dänemark, in Holland, in Kanada sind plötzlich aufgebrochen und haben sich in Marsch gesetzt, um in einer völlig untheologischen Art den Weg zu Gott und zu Christus wiederzufinden. Auch wenn wir Theologen und Kirchenmänner hier sofort unsere in solchen Fällen üblichen Bedenken anzumelden haben und uns bewogen fühlen, uns sogleich hinzusetzen und einen geharnischten Artikel zu schreiben, in dem wir auf alle Gefahren aufmerksam machen, die uns von seiten dieser neuen Humanisierung und Moralisierung des Christentums bedrohen, so sollten wir doch soviel Ehrfurcht vor der Wirklichkeit haben, daß wir, ehe wir anfangen darüber zu sprechen und zu schreiben, erst einmal stillestehen und hören und sehen, was hier eigentlich vor sich geht." — Diese Mahnung trifft nicht nur gegenüber der Gruppenbewegung, sondern allen übrigen Lebenserscheinungen zu, über die rasch abzuurteilen gerade für Christen, Theologen und Pfarrer unrecht ist.

Kirchlicher Radikalismus? Unter diesem Titel schreibt der Schriftleiter von „Wort und Tat" (im Sept.-Heft 1936), Walter Künneth, folgende Sätze: „Wenn wir von ‚Radikalismus' reden, so meinen wir jene seelische Haltung, jenen entschlossenen Willen, der kompromißlos sich für eine Idee, eine Wahrheit, ein Ziel einsetzt, der sich nicht mit Halbheiten begnügt, son-

ern auf das Ganze geht, der seine Umwelt vor ein eindeutiges ntweder-Oder fordert. Harte Stunden der Weltgeschichte rufen mmer wieder einen Radikalismus verschiedener Färbung auf den lan, denn sie bedeuten Scheidung der Geister, Zwang zu letzter tellungnahme. Ohne Frage hat jede radikale Forschung, jede to-le Hingabe an eine erkannte Pflicht eine höhere Chance des rfolgs als die Haltung des Sowohl-als-auch, die überall ahrheiten feststellt, die alles verstehen und gutheißen möchte d darum nie fähig ist zu der Entschlossenheit, alles zu wagen d restlos sich einzusetzen. Eine Jugend, der es um Höchstes geht, ird darum stets zu radikaler Gesinnung und Haltung neigen." — oweit Künneth. Und wir fragen: wo ist nun diese Jugend oder vor der Kirche, die aus echtem Radikalismus lebt? Auf ese Frage haben Viele schon lange eine Antwort gesucht und ine gefunden — denn man wird uns wohl kaum im Ernst die C oder BK als solche hinstellen wollen. Warum auch Letztere cht, sei nur angedeutet: ihre Leidenschaft ums „Wort und kenntnis" scheint uns oft ebenso unechte „Ergriffenheit" zu sein ie der politische Kampf der DC.

Ein Blick in die Unendlichkeit. Nach längeren Ausführungen er die Riesengröße des Weltalls, der Sonnen, der Geschwindig-iten und der überhaupt als vorhanden geschätzten Zahl von ternen schreibt Dr. Adolf Zeddies (im Maiheft des „Le-nserfolgs") beachtliche Sätze: „Mitten in diesem Trubel von eltsystemen befinden wir uns nun mit unserer kleinen Erde und hren mit. Die gemessenen Entfernungen, Größen, Geschwindig-iten können wir nicht fassen, und ahnen doch etwas ganz Gro-s.... Da steht nun der Mensch, sucht und erkennt das alles.... ann er da noch Angst vor einem Mitmenschen, or einer Aufgabe, ja, vor dem Leben überhaupt aben? Kann dieser Mensch, der seinen Blick ins zeitlich und umlich Unbegrenzte richtet, noch daran zweifeln, daß er mit sei-m Leben fertig wird und es meistert? ... Durch diesen Welten-ick erhält der Mensch innere Ruhe und Sicherheit, Mut und elbständigkeit, Eigenschaften, die den meisten seiner Mitmenschen hlen, weil sie den Blick über die Dinge des Alltags nicht er-ben können und in diesem tagaus, tagein wie in einem trüben chlamme sitzen. Wenn wir von den ‚irdischen' Dingen beinahe fgefressen werden, wenn wir die Sorgen und Gedanken nicht ehr besitzen, sondern wenn sie uns besitzen, dann wollen wir s von ihnen dadurch lösen, daß wir unseren Blick zum Firma-ent richten — getreu dem Dichterwort: Wenn die Welt dir will n Sinn verwirren, blick auf zum Himmel hin, wo nie die Sterne en." —

Die Frage Gottes. „Gottes Frage steht vor uns: Wo ist dein ruder? Hier hat das Deutschland Adolf Hitlers die Antwort wagt: Sie lautet nicht: Soll ich meines Bruders Hüter sein? ie war eine Antwort der Tat! Sie lautete: Winterhilfe, Ar-itsbeschaffung, Ordnung, Zucht, Ehrlichkeit, Frieden, Treue, offnung, Glaube. Die Antwort auf die Gottesfrage heißt: iebe, völlige Liebe, die die Furcht austreibt. Die Antwort utete: positives Christentum." — So stellt sich Gerhard Span-nberg im Sept.-Heft von „Christenkreuz und Hakenkreuz" die Frage Gottes" dar.

Das Jahr der evangelischen Missionsjubiläen. In diesem Jahre nden und finden noch allerlei Feiern dieser Art statt. Es sei an s 100jährige Bestehen des Hamburger Hilfsvereins, der Leip-ger Mission und der Goßnerschen Mission gedacht, ferner an die jährige Arbeit der Betheler und Neuendettelsauer Gesellschaf-n und die Seemanns-Mission. Die Tätigkeit der Rheinischen ission unter den Batak auf Sumatra begeht ihr 75jähriges Be-hen. Daneben steht das 100jährige Jubiläum der weiblichen iakonie.

*

rche und Kultur

Der Radiopater gegen den Präsidenten. In Amerika ist vie-s möglich. So berichtet die „Schönere Zukunft" getreu von nem heftigen Angriff des Radiopaters Coughlin auf den räsidenten Roosevelt (S. 1207, Nr. 45): „P. Coughlin hat h mit der von ihm begründeten Nationalunion für soziale Ge-chtigkeit an die Alterspensionsbewegung von Dr. Townsend m Kampf gegen die Republikaner, Demokraten und Kommuni-n angeschlossen. Auf der Tagung dieser Gruppe in Cleveland gte P. Coughlin: ‚Präsident Roosevelt hat kommunistische Maß-hmen getroffen. Die Nationalunion wird keinen Kandidaten terstützen, der die Wiederwahl des großen Betrügers Franklin oosevelt befürwortet.' Der Diözesanbischof des ‚Ra-diopaters', Bischof Gallagher von Detroit, hat diese Redeweise öffentlich mißbilligt." Daß die katholische Kirche Coughlins Rede gemißbilligt habe, ist offenbar von seinen Anhängern bestritten worden. Die neueste Nummer der obigen Zeitschrift teilt nun eine „offizielle vatikanische Berichtigung" betreffend den „Fall des nordamerikanischen P. Coughlin" mit, die besagt, es sei nicht richtig, daß von seiten des Heiligen Stuhles gegenüber Msgr. Gallagher, dem Bischof von Detroit, eine volle Gutheißung der Tätigkeit P. Coughlins erfolgt wäre. „Der Heilige Stuhl will alle Freiheiten achten, aber auch allen notwendigen Anstand. Und es ist bekannt, daß gegen die elementarsten Anstandspflichten ein Redner sündigt, der loszieht gegen die Personen, welche die höchsten Autoritäten verkörpern, — und dies mit der offenkundigen Gefahr, bei den Massen die der Autorität geschuldete Achtung selbst zu schädigen. Dies erscheint um so unzulässiger, wenn derjenige, der so spricht, ein Priester ist."

*

Forschungen und Fortschritte

Der Deutsche Physiker- und Mathematikertag brachte in seinen Vorträgen viel neues Forschungsmaterial. So hat man über die Bedeutung des „Ultraschalls", d. h. jener Schallwellen, die außerhalb des menschlichen Hörbereichs liegen, interessante Mitteilungen gemacht. So gibt es Vögel, die ihr Lied scheinbar abbrechen, dennoch aber ihren Schnabel weiter aufsperren und bewegen. Man hat gefunden, daß die Fortsetzung der Lieder in Tönen sich vollzieht, die der Mensch nicht mehr hören kann. Daß „Töne" explosiv wirken können, wird manchen von uns in Erstaunen setzen. So sollen z. B. die höchsten Töne eines Streichinstruments bereits genügen, um die Moleküle des Jodstickstoffs explodieren zu lassen. So kann man, wenn man Ultraschallwellen in ein Aquarium leitet, die darin befindlichen Wasserflöhe oder auch kleinste Gasbläschen in Flüssigkeiten zum Platzen bringen. Interessantes wird noch über „chemisches Licht", über Elektronenstrahlen statt Lichtstrahlen berichtet. Der Fortschritt scheint auf diesen Gebieten immer noch unabsehbar, wie auch aus dem vorgeführten „Übermikroskop" hervorgeht, das 15 000fache Vergrößerungen ermöglicht. Es wurde sogar die Hoffnung ausgesprochen, durch die „Elektronenoptik" bis zu 200 000fachen Vergrößerungen zu gelangen. Bis jetzt scheitern die Versuche allerdings noch an der zu großen Wärmeentwicklung der Elektronenströme, welche die fluoreszierenden Schirme zum Leuchten bringen. Wie ein Witz klingt fast die Vermutung eines Zeitungsreferenten, daß es den Chemikern auf dem heute beschrittenen Weg noch möglich sein könnte, das Wasser als billigste Sauerstoffverbindung zur Lichtquelle zu machen.

Seltsame Helfer der Presse. Das Septemberheft der Zeitschrift „Die Auslese" bringt aus einem Aufsatz japanischer Herkunft folgende interessante Kleinigkeit: „Vor einiger Zeit traf ein großer transatlantischer Passagierdampfer, auf dem sich eine Anzahl bekannter Persönlichkeiten befand, aus Europa in Neuyork ein. Als das Schiff anlegte und die Fallreepstreppe heruntergelassen worden war, eilten Zeitungsjungen mit einer Nachmittagszeitung hinauf, die Photographien einiger der prominentesten Fahrgäste des Dampfers enthielt. Die Aufnahmen waren etwa eine Stunde vorher, während das Schiff noch auf See war, gemacht worden. Diese Leistung war dadurch ermöglicht worden, daß man eine Brieftaube mit den photographischen Negativen vom Schiff nach der Zeitungsredaktion hatte fliegen lassen. In Japan verwendet die Presse Brieftauben seit Jahren für genau den gleichen Zweck, und die Glanzleistung der Neuyorker Zeitung, die in Amerika viel Aufsehen erregte, ist in den Redaktionen der japanischen Großstadtzeitungen fast eine Alltagssache." — Das ist übrigens gar nicht verwunderlich, wenn Brieftauben nachweislich eine Fluggeschwindigkeit von 100 Kilometern in der Stunde erreichen.

*

Literarisches Leben

Der neue Unterhaltungsroman. In der Zeitschrift „Der deutsche Schriftsteller" fordert Alexander Reuß u. a.: „Was wir brauchen, ist die Gestaltung des Gegensatzes der ‚Generationen', in denen die Menschen nicht Subjekte, sondern deren Objekte sind, gebildet vom Geschehen ihrer Zeit, jeweils einem Zeitgeist verfallen, ihm verschworen durch Weltanschauung und den Kulturwillen der Gegenwart. Aus der Generation heraus muß der Dichter das Einzelschicksal sehen und schildern, aus den Gegensätzen solcher Welten hat er die Tragik, Erlösung und den Hoffnungswillen der Zukunft darzustellen in einer Gesinnung, die auch den Unterhaltungsroman ergreifen muß. Man kann nicht weltanschaulich einer neuen Zeit zustreben — und unter dem Strich in der Zei-

tung Dinge schreiben, die der Vergangenheit angehören, soll auch nicht liebevoll das schildern, was wert ist, zugrunde zu gehen." — Der Verfasser gibt weiter an, daß es neue Bücher gebe, die diese Gesinnung noch durchaus vermissen ließen. — Dieselbe Nummer bringt die Mitteilung der „Reichsstelle zur Förderung des deutschen Schrifttums" bekannt, wonach in Zukunft keine Manuskripte mehr zur Prüfung eingesandt zu werden brauchen. „Aus der dreijährigen Prüfungsarbeit hat sich ergeben, daß es in Deutschland kaum noch beachtliche Autoren gibt, die den Weg zum Verlag nicht selbst finden; die an die Reichsstelle zuletzt eingesandten Manuskripte waren mit wenigen Ausnahmen unbrauchbar."

Bücher und Schriften

Der Sinn der Bergpredigt. Von Johannes Schneider. Von der Grundordnung des christlichen Lebens. Bd. 12 der Sammlung „Aus der Welt der Bibel". Furche-Verlag Berlin NW 7. o. J. — 48 S. Kasch. 80 Pf.

Wer wissen will, welche theologischen Fragen die zwar Schweres verlangenden, aber doch zunächst so schlicht klingenden Worte der Bergpredigt veranlassen und veranlassen müssen, der lese diese verständliche und nachdrückliche Schrift. Er erhält einen Überblick über die heute diskutierten Antworten, wie über die der Lösung entgegenstehenden historischen Schwierigkeiten. Die Antwort Schneiders lautet: „Die Grundfrage, um die es bei der Bergpredigt geht, ist die nach der ethischen Lebenspraxis der Jünger Jesu in der Zeit zwischen der Verkündigung des Reiches Gottes und dem Anbruch des Reiches Gottes." Wenn Verf. bei der Ausführung dieses Gedankens betont, die Bergpredigt zeige den neuen, durch das Reich Gottes bestimmten Menschentyp, so stimme ich unbedingt zu; wenn er aber Wert darauf legt, daß die Bergpredigt „tatsächlich nur" an die Jünger Jesus gerichtet sei, so ist das eine These, die nicht standhält vor der Erkenntnis, daß die Bergpredigt eine Spruchsammlung ist und wir die ursprünglichen Situationen dieser Sprüche gar nicht kennen. Daß er aber mit dieser These nicht etwa den Ernst der Bergpredigt abschwächen will, zeigt das letzte Kapitel, das nach der Bedeutung der Bergpredigt heute fragt. Martin Dibelius

Das große Entsetzen. Die Bibel nicht Gottes Wort. Von E. und M. Ludendorff. München, Ludendorff-Verlag, 1936. 29 S. 30 Pf.

Jeremias hat die Bundeslade in einer unbekannten Höhle versteckt und den Eingang versiegelt. Woher Frau Ludendorff diese Fabel haben mag, weiß ich's? Ernsthafte theologische Werke wie Kautzschs Übersetzung des AT's und Leipoldts Geschichte des neutestamentlichen Kanons werden gelegentlich erwähnt, aber die Hauptquelle für den Feldherrn und seine Frau sind der „große christliche Gelehrte" Stewart Roß, dessen Buch „Jehovahs gesammelte Werke" einst schon in Haeckels Welträtseln eine große Rolle spielte und das in seiner Minderwertigkeit, Verworrenheit und Leichtfertigkeit durch Loofs in seinem Anti-Haeckel gebührend gekennzeichnet worden ist, und die „Kirchenrechtlichen Fälschungen" des Tübinger Juristen Thudichum, ein Werk, in dem sich Quellenkritik mit wildester Phantasie verbindet. Leute, die im Glauben an die wörtliche Unfehlbarkeit aller Sätze der Bibel das Wesen des Christentums sehen und sich so an den Wortlaut des heiligen Buchs klammern, müssen allerdings erschrecken schon, wenn sie die wirklichen Ergebnisse geschichtlicher Bibelforschung kennenlernen, und müßten es vollends, wenn auch nur die Hälfte der radikalen Thesen der Ludendorffs über späten Ursprung und Verfälschtheit der Bibel wahr wäre. Für diejenigen aber, die irrige Überlieferung und geschichtlichen Kern des über die Bibel und in ihr Berichteten und Schale und Kern christlichen Glaubens unterscheiden gelernt haben, ist es vielmehr ein großes Entsetzen, daß Träger eines berühmten Namens eine so haltlose, ohne ernstliche Kenntnis der wissenschaftlichen Bibelforschung geschriebene Schrift auf den Markt werfen konnten. Daß sie bald in Zehntausenden verkauft wurde, beweist, wie notwendig gerade heute die Erziehung der Gemeinden zu geschichtlichem Bibelverständnis ist. M

Kirchengeschichte Mecklenburgs. 2. Band: Reformation und Gegenreformation. Von Karl Schmaltz. Schwerin, Friedrich Bahn. 256 S. 7.50 M und 9 M (bei Bezug von Bd. 1—3 6 und 7.50 M).

Der Inhalt ist außerordentlich reich und mit vielen anschaulichen Einzelheiten ausgestattet. Besonders muß hervorgehoben werden, daß auch die Darstellung des Zuständlichen (kirchliches Leben in Stadt- und Landgemeinden) nicht vernachlässigt ist. Schon in den Zwanziger Jahren des 16. Jahrh. bricht in den Städten wie von selbst und von unten her das Neue sich Bahn. Täuferische Ansätze wurden überwunden, aber kleine Täufergemeinden bestanden lange Zeit still und unangefochten. Politische Verhältnisse brachten es mit sich, daß die allgemeine Durchführung der Reformation erst in den Vierziger Jahren erfolgte. Widerstand leisteten eigentlich nur die Klöster und Stifte. Im kleinen Raum spiegelt sich die allgemeine deutsche Geschichte und gewinnt besondere landschaftliche Färbung und Form. Der Reichtum und die Mannigfaltigkeit des kirchlichen Lebens in Deutschland wird deutlich. Darin liegt Wert und Notwendigkeit territorialer Kirchengeschichtsschreibung. Rudolf Herrmann

Gott finden und überwinden. Wegweiser für Kranke und Leidende. Von Paul Jaeger. Heilbronn, Salzer. 244 S. 2.50 und 3.30 M.

Zu erstaunlich wohlfeilem Preis die reife Weisheit eines erfahrenen Seelsorgers. Das Buch ist Vielen von früher her bekannt, jetzt aber erweitert und in seinem größeren Format und klarem Druck auch schwächeren Augen gut lesbar. Daß nicht alle Kranken alle Lösungen der Rätsel des Leidens annehmen, die Jaeger ihnen bietet, braucht nicht gesagt zu werden. Aber neben den Stücken, die mit Problemen ringen, stehen so viele kurze und ganz schlichte, daß es sonderbar zugehen müßte, wenn ein Leidender daraus nicht ebenso sicher irgendwelche Strahlen des Trostes entnehmen sollte wie aus Blick und immer gleich freundlicher Hilfe einer gütigen Schwester. Auch Leser und Rezensenten können da aus Erfahrung reden. M

Die Kraft Gottes. Predigten. Von Karl Heim. Stuttgart, Quell-Verlag. 127 S. 1.50 und 2 M.

In dem 1935 erschienenen Buche Heims „Jesus der Herr" werden wir vor das große Entweder-Oder gestellt, entweder dem Herrn unser ganzes Leben anzuvertrauen oder ihn leidenschaftlich abzulehnen. In dem vorliegenden Predigtband wird nun jene Darstellung des Christusglaubens in die Verkündigung vor der Gemeinde übergeführt. Diese Zeugnisse eines gegenwartsnahen, ewigkeitsstarken Christusglaubens zu lesen ist für ernste Menschen eine Erquickung. Die 12 Predigten sind fast alle 1935 gehalten. Heim stellt mit jeder Predigt das ewige Wort in engste Beziehung zu den brennenden Fragen der Gegenwart, zu dem großen geistigen Ringen in Kirche und Staat. Hier und da stoßen wir auf seine Erlebnisse, die überzeugende Wirklichkeit sind. Da steht er vor 13 Jahren auf der Schwelle des Regierungsgebäudes im Innern Chinas, auf der der Vorgänger des Gouverneurs, der Heim empfing, im Boxeraufstand eigenhändig Missionare niedergemetzelt hatte. Dieser dunkle Tag wurde zum entscheidenden Tag seines Lebens für den jungen Rekruten Feng, den späteren christlichen General. In der Epiphaniaspredigt über Eph. 6, 1—4 erleben wir besonders stark den Gegensatz zwischen den zwei Generationen, zwischen den Alten und Jungen unserer Zeit. Im Licht des Gotteswortes geht uns ein Doppeltes auf: Der Schmerz der Eltern, wenn die Kinder sich innerlich von ihnen lösen, muß sein; denn jedes neue Geschlecht muß sich seinen Weg zu Gott neu erkämpfen. Aber auch in der starken Spannung, die dabei entsteht, darf das Band nie zerreißen, durch das Gott die Kinder an die Eltern gebunden hat. Die packende Reformationspredigt über Römer 1, 16 geht von der weitverbreiteten Meinung aus, Luther habe, als er in Worms die Hand auf die Bibel legte, uns aus der alten nur in eine neue Knechtschaft geführt. Wir aber schämen uns des Evangeliums von Christo nicht, denn es ist eine Gotteskraft zur Vergebung unserer Sünde, eine Gotteskraft, die uns frei macht zu einem neuen Leben im Dienst für andere. Eine reife Gabe, die wir dankbar hinnehmen; das Buch ist ein Dienst, der uns zur Freude am Wort und zum Suchen im Wort führt. Karl Nauck e

Togo. Aufstieg einer Nation. Von R. C. V. Bodley. Berlin, F. A. Herbig. 1936. 328 S. Lw. 8 M.

Der Aufstieg Japans zur modernen Großmacht ist eng verknüpft mit dem Leben des Admirals Togo. Es bleibt erstaunlich, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die Anfänge dieser Entwicklung erst in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts, ja, in ihren entscheidenden Daten erst um die Jahrhundertwende fallen.

Der Bogen eines großen Lebens spannt sich über die Jahre 1847 bis 1934; Togo, Sieger von Port Arthur und Vernichter der russischen Flotte im Jahre 1905, handhabte noch in seiner Jugend den riesigen Zweifäuster der Samurai. Zu dieser Zeit er-

ien der amerikanische Kommodore Perry vor Yokohama, stieß
japanische Tür auf, um (wie das damals genannt wurde)
Kippon der Welt zu erschließen". Der Dornröschenschlaf Ja-
ns fand damit ein jähes Ende. In den amerikanischen Expan-
nsbestrebungen im Stillen Ozean sehen wir eine der ersten Ur-
hen mit zu seinem Erwachen. Ironie der Weltgeschichte: Perrys
t hatte die Schaffung einer Großmacht zur Folge, die Ameri-
s größter Gegenspieler im Stillen Ozean geworden ist. Und der
ige Togo gehörte mit zu den ersten, die der japanische Kaiser
68 nach dem Westen schickte. Sieben Jahre blieb er in England,
dierte alle Zweige maritimer Technik, und wiederum dreißig
hre später — die drahtlose Telegraphie war eben erfunden —
kte irgendein japanischer Kreuzer dem Admiralsschiff, daß die
eindliche Flotte Punkt 203 gesichtet sei", worauf Admiral Togo
Großtopp der „Mikasa" das in aller Welt berühmt gewor-
ne Signal setzen ließ: „Aufstieg oder Niedergang unseres Rei-
s hängt von dieser Schlacht ab. Möge jeder seine ganze Kraft
setzen!" Unter seiner Leitung entwickelte sich eine der großen
eeschlachten moderner Zeiten, von so entscheidendem Charakter,
e ihn beispielsweise 1916 die Schlacht vor Skagerrak nicht hatte.
it diesem Schlag war die Vorherrschaft im Stillen Ozean ent-
ieden, Japan zur Weltmacht emporgestiegen.

Major Bodley, ein Engländer, hat diese erste Biographie To-
s zu schreiben unternommen. Sie dem deutschen Leser zugängig
macht zu haben, ist ein Verdienst des Verlags F. A. Herbig,
nn sie auch im Stil nicht an ähnliche Arbeiten, etwa Duff Coo-
rs „Talleyrand", heranreicht. Dafür werden wir aber auch nicht
t Intimitäten gelangweilt. Bodleys „Togo" zeigt ein Helden-
en, hilft mit, diese ferne östliche Welt zu begreifen und läßt
schweren Erschütterungen ahnen, die der „weißen Welt" im
rlaufe der unumgänglichen Auseinandersetzung mit ihr noch
vorstehen. Karl Jadziewski

Läßt sich die Volkskirche erhalten? Diese meine hier S. 816 gekündigte Schrift ist inzwischen im Hutten-Verlag, Görlitz, erienen und kostet 1.90 M. M

Zu Minamis Buch. CW 16 Sp. 760 Z. 6 des 1. Abs. st. bewunrt l. begründet.

Chronik

Staatliche Vorgänge

Der Reichskirchenminister sagt in einem Erlaß an die Landeschen, konfessionelle Lieder seien nicht nach Weisen vaterländcher und nationalsozialistischer Lieder zu singen, und bei kirchlichen ranstaltungen keine Lieder der nat.-soz. Bewegung. FZ 29. 9.

Der Reichserziehungsminister hat den Aufbau der andjahr-Lagerbüchereien durch einen Erlaß geregelt. ebes konfessionelle Schrifttum ist dabei ausgeschlossen. Epd 16. 9.

Der Reichskriegsminister hat den Vertrieb der Schriften er „deutschen Wehrmacht- und Schutzpolizeimisn" und ähnlicher Vereinigungen verboten, da die seelsorrliche Betreuung der Angehörigen der Wehrmacht allein Sache r zuständigen Standortpfarrer sei.

Im neuen amtlichen Strafgesetzentwurf sind § 130 ufreizung zum Klassenkampf) und § 130a (Kanzelmißbrauch) zusammengezogen: „Volksverhetzung. Wer den Volsieden dadurch gefährdet, daß er öffentlich einen Teil der Bevölung gegen einen anderen aufhetzt oder öffentliche Angelegeniten in hetzerischer Weise erörtert, wird mit Gefängnis bis zu Jahren oder mit Haft bestraft. Ist der Täter ein Amtsträger er ein Religionsdiener, ist die Strafe Gefängnis."

Der sächsische Volksbildungsminister hat angeordnet, daß r Konfirmandenunterricht nur an einem Nachmitg (außer Mittwoch und Sonnabend) von 3 Uhr an gehalten rden soll. FZ 12. 9.

Von der deutschen Buchproduktion des Jahres 1935 3212 Schriften) entfallen 2561 = 11% auf Religion und heologie gegen 10,7% im Vorjahre; nächst der Schönen Liratur ist dies die stärkste Gruppe. PrBl 37

Pfarrer Pekina und Vikar Brandenburg aus Seelow Mark) sind aus der Haft entlassen worden. Sie haben dem Ausisungsbefehl aus dem Kreise Lebus Folge geleistet. Es ist zusagt worden, daß die Gemeinde Seelow einen bekenntnistreuen eistlichen erhält. JK 17.

Ökumenisches

Weltkonferenz für Life and Work 12.—25. Juli 1937 in Oxford, unmittelbar danach die für Faith and Order in Edinburg, beide haben einen gemeinsamen Gottesdienst in London.

Der Vollzugsausschuß des lutherischen Weltkonvents tagt vom 28. Sept. bis 7. Okt. in Neuyork unter Vorsitz von D. Marahrens. Ihn begleitet D. Meiser, der ebenfalls dem Vollzugsausschuß angehört. Die Verhandlungen werden sich insbesondere mit der evangelischen Bewegung in der Ukraine, der Not der russischen Christenheit und der Lage der lutherischen Minderheitenkirchen in Rumänien, Polen, Südslawien und anderen Ländern beschäftigen. Anschließend nehmen die deutschen Mitglieder an verschiedenen Tagungen lutherischer Kirchen in Amerika teil. Der deutsche Generalsekretär des Weltkonvents, D. Lilje, wird am 4. Oktober über den amerikanischen Rundfunk sprechen.

Die große Liebesgabe der Gustav-Adolf-Frauenvereine erhielten die evangelischen Gemeinden Brasiliens (15 000 M., s. Sp. 897).

Deutsche Evangelische Kirche

Der Reichskirchenminister hat verfügt, daß deutschgläubige Totenfeiern auf kirchlichen Friedhöfen zu unterbleiben haben, auf kommunalen Friedhöfen dürfen sie gehalten werden, wenn jeder Verstoß gegen religiöse Gefühle Andersdenkender vermieden wird.

Der „Rat der Lutherischen Kirche" hat ein seelsorgerisches Wort an alle Pfarrer der dem Rat angeschlossenen Kirchengemeinden erlassen.

DC der Gaue Mecklenburg, Bremen, Württemberg, Lübeck, Rheinland, Anhalt haben sich mit den der nationalkirchlichen Bewegung bereits angeschlossenen Thüringer Gruppen in Westfalen, Franken, Sachsen, Hochland, Rheinland, Saarpfalz, Halle-Merseburg, Magdeburg, Hessen-Kassel, Weserland zu einem Führerkreis zusammengeschlossen. JK 17

Der Erlanger Professor Sasse, früher Pfarrer der unierten preußischen Landeskirche, schreibt, daß seine Stellung zur Union heute noch dieselbe sei wie früher, als er Pfarrer in Berlin war, nämlich, daß die Union ein Betrug und ein Unrecht an den preußischen Gemeinden war und daß dies Unrecht wieder gut gemacht werden müsse. PrBl 36

In Deutschland sind 571 Volksschullehrer aus der DEK ausgetreten: in Preußen 223, Hamburg 131, Baden 57, Sachsen 46, Thüringen 28 Bremen 23, Hessen 21, Württemberg 19, Braunschweig 9, Bayern 6, Mecklenburg 3, Anhalt und Lübeck je 2, beiden Lippe je 1, Oldenburg 0. Dtsch. Pfarrerbl. 36. Im Verhältnis zu der hohen Zahl in Hamburg erscheint nicht nur die aus Bayern und Württemberg, sondern auch die aus Sachsen und Thüringen gering.

Im Drehbuch für die Verfilmung von Reuters Stromtid sind der Pastor und die Pastorin weggelassen und ihre Worte z. T. anderen Personen zugeteilt worden.

Landeskirchen

Zwischen dem westfälischen Bruderrat, Konsistorium und Provinzialkirchenausschuß wurde ein völliges Einvernehmen darüber hergestellt, daß Präses D. Koch mit einigen Mitarbeitern die geistliche Leitung der Kirchenprovinz Westfalen ausübt.

Der sächsische Landeskirchenausschuß hat eine Fürbitte für die in Rußland und Spanien vom Bolschewismus Bedrängten in den Gottesdiensten angeordnet. ED 37

In Württemberg sind 1935 die Kircheneintritte auf 275 gesunken, die Austritte auf 489 gestiegen.

Die bayrische Landeskirche hat durch einen formellen Akt ihren Anschluß an den „Rat der lutherischen Kirche Deutschlands" vollzogen.

Landesbischof Meiser hat eine Neuordnung der Pfarrkonvente (einen vollen Tag, jährlich zweimal) verfügt. ED 37

Katholische Kirche

In Deutschland leben 23 772 000 Katholiken = 33 %. Von 1925—33 vermehrten sie sich um beinahe eine Million trotz des Austritts von 363 750 gegenüber einer Zunahme durch Übertritte und Rücktritte von 111 843. Der Überschuß beträgt also jährlich 187 000 = 0,9 % gegenüber 0,5 % bei der Gesamtbevölkerung. Dtsch Pfarrerbl 33.

Der Vatikan will einen systematischen Feldzug gegen den Kommunismus durchführen und fordert die Katholiken auf, alle parteipolitischen Streitigkeiten zu begraben. ED 36

Von der kirchenamtlichen neuen Ausgabe der Vulgata, veranstaltet durch die Benediktiner, ist jetzt der dritte Band erschienen, das 4. und 5. Buch Moses umfassend.

Auf dem Katholikenkongreß in Straßburg wurde eine Entschließung angenommen, in der auf die Gefahr der Bolschewisierung Frankreichs hingewiesen wurde. FZ 15. 9.

Die katholische Heidenmission zählt heute in Südafrika 13 Bischöfe, 658 Priester und 4000 Schwestern gegen 94 Priester und 230 Schwestern im Jahre 1908. Die Zahl der Getauften ist von 1906—33 in Uganda von 100 000 auf 425 000, in Kamerun von 5000 auf 175 000, am Kongo von 37 000 auf 739 000 gestiegen, während die evangelische Mission jetzt in Uganda 420 000, in Kamerun 82 000 und am Kongo 1 000 000 Getaufte zählt. NaM 9

Andere religiöse und weltanschauliche Vereinigungen

Der „Bund für Deutsche Kirche" in Schleswig-Holstein hat eigene Kirchenbücher angelegt, in die die deutschkirchlichen Einsegnungen, Taufen und Trauungen eingetragen werden sollen. ED 37

Die Zahl der Diakonissen der freien evangelischen Gemeinden einschließlich Probeschwestern beträgt 2270, der methodistischen 926, der Evangelischen Gemeinschaften 636, der baptistischen 572. ED 37

Die Zahl der Baptisten in Deutschland betrug 1935 70 500, am meisten in Ostpreußen (16 000), Brandenburg (13 000), Rheinland-Westfalen (11 000). ED 36

Dr. Herbert Grabert und Dr. Kurth, der Schriftleiter des „Durchbruch", sind aus der DG ausgetreten. Kurth legt zum 1. Okt. seine Schriftleitung nieder.

15 frühere Ernste Bibelforscher der Kreise Herford und Minden wurden zu Gefängnis von 2 Monaten bis 1 Jahr verurteilt, weil sie an einem Begräbnis teilgenommen hatten, an dem einer von den Angeklagten als Prediger aufgetreten war, und wegen ihrer Ablehnung der Militärdienstpflicht. FZ 8. 9.

Europäisches Ausland

Der Schweizer Bundesrat hat bei der Bundesversammlung beantragt ein Volksbegehren mit 60 000 Unterschriften, das das Verbot der Freimaurer verlangte, abzulehnen, weil diese Bünde auf dem Boden der Verfassung stünden. FZ 8. 9.

Der Regierungsrat des Kantons Luzern hat einen Vortrag des Präsidenten der Ernsten Bibelforscher, Rutherford, im Rahmen des Internationalen Kongresses der Ernsten Bibelforscher wegen befürchteter Störung des religiösen Friedens verboten. FZ 9. 9.

Die in der vorigen Nr. (nach FZ 21. 8.) für die Schweiz mitgeteilte Zahl der Erstgeborenen, die aus der Zeit vor der Ehe stammen, ist zu ergänzen durch entsprechende Zahlen aus anderen Ländern: Frankreich 17 Prozent, Italien 27, Australien und Neuseeland 37, Sachsen 51.

Die kirchliche Obrigkeit von Pompeji hat gegen die Aufführung eines Mysterienspiels von d'Annunzio Il martyrio di San Sebastiano im alten Theater von Pompeji wegen der heidnischen Ungebundenheit, die darin zum Ausdruck komme, protestiert.

Der Verband der Freidenker Spaniens, der Verband spanischer Jungkommunisten und andere spanische freidenkerische Organisationen haben dem Zentralrat der Sowjetunion als Dank für die gewährte Unterstützung wertvolle, aus den Kirchen entnommene Geräte (meist aus dem Mittelalter, bis zum 11. Jahrhundert), zum Geschenk gemacht, die im Gottlosenmuseum in Moskau aufgestellt werden sollen.

Die Wiener „Reichspost" vom 11. 9. meldet, daß in Spanien 200 Kirchen zerstört, 200 Ordensschwestern, 217 männliche Ordensmitglieder und 200 hauptamtliche Priester getötet seien, 500 würden noch als Geiseln oder in Gefängnissen festgehalten. FZ 12. 9.

Die Generalsynode der Presbyterianerkirche in England versicherte die Bekennende Kirche Deutschlands in ihrem tapferen Kampfe um die Freiheit und Reinheit des Evangeliums ihrer tiefen Sympathie. RfKZ 36

Während der Tagung der „Allgemeinen nordischen Pfarrervereinigung" in Visby auf Gotland wurde eine nordische Gruppe der „lutherischen Weltkonvention" gegründet. Vorsitzender ist Propst Per Persson, Göteborg, weitere Mitglieder Bischof Braun-Rasmussen, Dänemark, Dompropst Hygen, Norwegen, und Bischof Max v. Bonsdorff, Finnland, zur Unterstützung der verfolgten Lutheraner in Rußland und der jungen lutherischen Kirche in der Ukraine. FZ 15.

In Sigtuna findet vom 30. 9. an unter dem Vorsitz von Erzbischof Eidem die dreitägige ökumenische Kirchenkonferenz der nordischen Länder statt, zu der 150 Teilnehmer, darunter Erzbischof Grünberg, Riga, Bischof Ramahägi und Professor Siegmund-Schultze, Zürich, erwartet werden. FZ 15.

Das estnische Innenministerium hat dem von ihm erst aufgelösten deutschen CVJM gestattet, seine Tätigkeit wieder aufzunehmen. DER 35

Die evangelisch-theologische Fakultät in Kowno soll aufgehoben werden, die evg. Pfarrer Litauens sollen künftig im Ausland vorgebildet werden. FZ 15. 9.

In Polen ist seit 1910 der Anteil des römisch-katholischen Bekenntnisses von 57 auf 65% gestiegen, der des evangelischen von 6,4 auf 2,4%, der der Juden von 11, auf 9,8% zurückgegangen. ED 37

Karl Barth hält Ende September auf dem Fortbildungskursus der Debreczener Universität eine mehrtägige Vortragsreihe über die Prädestination. UPP X 8/9

Andere Erdteile

Der abessinische Bischof von Dessie, der nach dem Kriege den Italienern seine Unterwerfung anbot, ist auf dem Markte von Addis-Abeba wegen angeblicher Aufhetzung gegen die Italiener erschossen worden.

Die deutsche lutherische Synode in Südafrika zählt bei 3688 Mitgliedern in 19 Gemeinden 5924 Kommunikanten. ED 36.

Von den Leitern verschiedener kirchlicher Verbände und anderen Persönlichkeiten in Nordamerika wird die britische Regierung namens der Bürger Amerikas dringend gebeten, fest zu den Bedingungen des ihr anvertrauten palästinensischen Mandats zu stehen. Die Balfourdeklaration sei von der amerikanischen Bevölkerung voll gebilligt worden; die dem jüdischen Volke gebotene Gelegenheit, sein Nationalheim in Palästina zu errichten, sei nicht nur gerecht und moralisch, sondern durch internationales Recht als unwiderruflich garantiert. Es sei ein Gebot christlicher Ehre, daß das Versprechen, das Großbritannien den Juden und den Nationen gegeben habe, gehalten werde. FZ 4. 9.

Die vor 400 Jahren von holländischen Einwohnern begründete Christian Reformed Church in Nordamerika hat in ihrem Bericht jetzt die holländische Sprache beseitigt. Von ihren beiden Kirchenzeitungen hat die holländische De Wachter 5500, die englische The Banner 14 000 Leser. Die Kirche steht in enger Verbindung mit den holländischen reformierten Freikirchen und beschickt deren Synoden. RfKZ 36.

In Südafrika ist aus Vertretern aller Kirchen und christlichen Missionsgruppen ein Christenrat gebildet worden zu gemeinsamem Vorgehen in allen Fragen, Förderung der Zusammenarbeit der verschiedenen Missionsgesellschaften, Vertretung gegenüber dem Internationalen Missionsrat und den nationalen kirchlichen Verbänden anderer Länder. AMR 4.

Die amerikanische Presbyterianerkirche hat sich gespalten infolge des Verbots der Generalsynode von 1934, Mitglied eines (orthodoxen) Missionsvereins zu werden, der im Gegensatz gegen den kirchlichen Missionsboard sich gebildet hatte. Die widerstrebenden Pfarrer wurden abgesetzt und bildeten unter dem Namen Presbyterian Church of America eine neue Kirche, zu deren Moderator Professor Gresham Machen vom Westminsterseminar in Philadelphia gewählt wurde. RfKZ 34.

Von Personen

Berufen: Pfarrer Liz. Lau, Regis-Breitingen, zum Studiendirektor des Predigerseminars Lückendorf; Pfarrer Ferdinand Herbst im Haag zum Berufsarbeiter des Gustav-Adolf-Vereins nach Leipzig. Ernannt: Professor Zscharnack Königsberg, zum nebenamtlichen Konsistorialrat; Benediktinerabt Simon Landerndorfer zum Bischof von Passau. Promoviert: Superintendent Theophil Beyer im Burgenland zum D. von Marburg. Entpflichtet: Professor Gustav Hoennicke, Breslau. In den Ruhestand trat Prälat Vöhringer, Ludwigsburg. Gestorben: Bischof der reformierten Kirche in Ungarn Desider Baltházar, Debreczen, Kirchenrat D. Hermann von Criegern, Weimar, früher Leipzig, 95jährig. E St.

Für Gerechtigkeit und Mäßigung im Kirchenkampf

gt sich Pfarrer Paul Kuhlmann in Barmen ein. Aus sei-em Aufsatz „Heiliget den Kirchenkampf!“ (in: Licht und Leben, r. 37) ist folgendes wert, überall beherzigt zu werden:

Der Fanatismus ist daran kenntlich, daß er in der Regel it starken Akzenten arbeitet. Der Fanatismus hat das Bestre-n, den Gegner zu vernichten, aber nicht, um ihn zu überwinden d für Christus zu gewinnen. Der Fanatismus kennt nur die chwarz-Weiß-Malerei. Bei der eigenen Gruppe ist alles weiß, ll, herrlich, strahlend, fleckenlos; bei den anderen ist natürlich al-s schwarz, falsch, schlecht, sündig. Fehler oder Irrtümer bei der genen Gruppe gibt es nicht. Wehe dem, der den Mut findet, den inger auf eine wunde Stelle zu legen. Seine Zuverlässigkeit wird fort angezweifelt. Man will nichts mehr von ihm wissen. Er ist r die radikalen Fanatiker seiner Gruppe erledigt. Der Fanatiker t am Ende kein Verständnis mehr für eine geistliche Haltung.

Eine weitere unerfreuliche Begleiterscheinung des Kirchenkamp-s ist das Mißtrauen gegenüber dem Gegner. Das Wort des ichters: „Das Herz, und nicht die Meinung ehrt den Mann“, von Vielen vergessen. Bei der Beurteilung des Gegners sollte ch immer die Gesinnung entscheidend sein. Es kann Jemand nach einer Überzeugung auf falschem Wege sein. Das berechtigt mich er noch nicht, an der Lauterkeit seiner Gesinnung zu zweifeln. ls Christ bin ich verpflichtet, so lange das Beste von den Geg-rn anzunehmen, bis ich durch unerbittliche Tatsachen vom Ge-nteil überführt werde. Es liegt z. B. eine tiefe Tragik darin, daß i Kirchenkampf beide Gruppen einig sind in der Liebe zum Va-rland. Das aber wird nicht anerkannt. Den Gliedern der be-nnenden Kirche wird vielfach diese Liebe abgesprochen, und den nderen wird der Vorwurf gemacht, daß sie aus Liebe zu Volk d Vaterland dem Evangelium Abbruch täten. Die Einen sol-n also in vaterländischer, und die Anderen in christlicher Bezie-ung nicht zuverlässig sein. Ob man sich wohl immer die Mühe bt und die Zeit nimmt, den Gegner und sein Wollen zu ver-hen? Das Mißtrauen vergiftet auf die Dauer alle Bezie-ngen.

Ferner muß man schon seit längerer Zeit die betrübende Fest-llung machen, daß die Bruderliebe in den Jahren des Kamp-s Schaden gelitten hat. Viele sind geneigt, einen irrenden Bru-r überhaupt nicht mehr als Bruder anzusehen. Alle geistlich ge-nten Kinder Gottes müßte die Sorge um die Einheit des Vol-s Gottes aufs stärkste bewegen. Auch ein irrender Bruder ist und eibt mein Bruder. Für manche ist die Mitgliedschaft in ihrer ruppe die Hauptsache. Es wird alles unter dem Gesichtspunkt r kämpfenden Partei betrachtet. Nun wird man mir aus dem ager der bekennenden Kirche entgegenhalten, daß nur die beken-nde Kirche Gemeinde Jesu Christi sei und daß die anderen sich twieder selbst aus der Gemeinde ausgeschlossen hätten oder aus-schlossen werden müßten. So weit kann ich allerdings nicht ge-n. Die bekennende Kirche möchte Gemeinde Jesu sein und im-er mehr werden — das sei zugegeben —; aber ich kann sie der emeinde Jesu nicht oder noch nicht gleichsetzen. So manche, die lieder am Leibe Jesu sind, stehen heute noch außerhalb der be-nnenden Kirche.

In den Anfangszeiten des Kirchenkampfes konnte man die er-euliche Beobachtung machen, daß die Versammlungen gut, hier d da sogar sehr gut besucht waren. Es war aber nun leider nicht , daß alle Besucher von dem Verlangen getrieben wurden, Got-s Wort zu hören. Bei Vielen war es einfach die Sucht nach dem ensationellen, dem Außerordentlichen. Man hörte und wollte ren von abgesetzten oder ausgewiesenen Pfarrern, von Be-ückung und Verfolgung standhafter Bekenner. Ich möchte nicht ißverstanden werden. Gewiß war es nötig, die Glieder der be-nnenden Kirche zu unterrichten und zur Fürbitte zu ermahnen; er das Ganze ließ man oft seelisch und stimmungsmäßig auf sich nwirken. Man hatte am Ende nur noch ein Ohr für das Außer-dentliche und verlor darüber den Geschmack an dem einfachen d schlichten Worte Gottes. Noch einmal betone ich: mit diesen orten sollen nicht alle Bekenntnisversammlungen gekennzeichnet erden; es handelt sich vielmehr nur um betrübliche Begleiterschei-ngen, Nebengeräusche, die nicht sein sollten. Heute ist es ja auch , daß der Besuch der Versammlungen wesentlich zurückgegangen . Der Wunsch nach dem Außerordentlichen kann nicht mehr so friedigt werden, und deshalb blieben Viele weg.

Urkunden

Gewissensfreiheit in den Schulen

Der Reichs- und Preußische Minister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung wies in einer Verfügung die Lehrerschaft darauf hin, in ihrem Geschäftsbereich nach folgenden Grundsätzen zu verfahren:

„Der Stellvertreter des Führers hat durch Verfügung vom 13. Oktober 1933 (Verord.-Bl. der Reichsleitung S. 125) angeordnet: Kein Nationalsozialist darf irgendwie benachteiligt werden, weil er sich nicht zu einer bestimmten Glaubensrichtung oder Konfession oder weil er sich überhaupt zu keiner Konfession bekennt. Der Glaube ist eines jeden eigenste Angelegenheit, die er nur vor seinem Gewissen zu verantworten hat. Gewissenszwang darf nicht ausgeübt werden.

In letzter Zeit ist aus der Schulverwaltung wiederholt über Zweifelsfragen zu dieser Anordnung an mich berichtet und meine Entscheidung über Einzelfälle erbeten worden. Für den Bereich der unterstellten Schulen ordne ich daher an:

1. Zur Teilnahme am schulplanmäßigen Religionsunterricht, an Schulgottesdiensten, Schulandachten und ähnlichen religiösen Schulveranstaltungen darf kein Schüler gezwungen werden. Es bedarf jedoch zur Vermeidung von Störungen des Schulbetriebes einer ordnungsmäßigen Abmeldung durch die dazu berechtigten Personen.

2. Zur Erteilung des Religionsunterrichtes, zur Abhaltung religiöser Schulveranstaltungen und zur Teilnahme an solchen Veranstaltungen dürfen Lehrer nicht gezwungen werden, wenn sie sich ordnungsmäßig der zuständigen Schulaufsichtsbehörde gegenüber aus Gewissensbedenken dazu außerstande erklären.

3. Soweit sich hinsichtlich der Verwendung von Lehrkräften, die keinem christlichen Bekenntnis angehören, Schwierigkeiten ergeben, ist mir in jedem Einzelfalle zu berichten.“ NLZ 22. 9.

Verschiedenes

Deutsche evangelische Kirche. Zwei Ratschläge dürfen, ja müssen heute gegeben werden. Erstens: Geduld zu wahren. Die Kirchenausschüsse haben hier und da Frieden angebahnt; anderwärts stößt ihre Arbeit noch auf schwere Hindernisse. Aber die Frist, die ihnen für ihre Arbeit gesetzt ist, läuft bis Herbst 1937. So war von vornherein unwahrscheinlich, daß schon im Herbst 1936 wichtige neue staatliche Entscheidungen erfolgen würden, die ein verändertes Verhältnis von Staat und evangelischer Kirche schüfen. Der weithin wenig klare gegenwärtige Zustand wird voraussichtlich noch fortdauern.

Zweitens: wichtiger als Worte, Schriften, Vereinbarungen ist die tatsächliche Lage. Das heißt: wenn scharfe Erklärungen hinüber und herüber fliegen, man aber dennoch zu Gemeinschaft und Zusammenarbeit kommt, so nähern wir uns dem kirchlichen Frieden. Wenn aber dem Friedenswillen mancher kirchlicher Führer ihre Anhänger nicht folgen oder wenn Zusicherungen leitender Stellen über Religionsunterricht und christlichen Geist in der Gemeinschaftsschule oder über religiöse Neutralität von Jugendorganisationen tatsächlich oft nicht entsprochen werden sollte, so führen solche Erfahrungen zu einem Mißtrauen, das sich unheilvoll auswirkt. Kirchenfrieden kann man nur schaffen, wo Vertrauen ist oder doch wieder wächst.

Im einzelnen ist, seitdem hier zuletzt besonders über Vorgänge in Württemberg und Thüringen berichtet wurde, namentlich zu erwähnen, daß in Württemberg von den ohnehin nicht zahlreichen DC-Pfarrern nur wenige mit Schneider zur Thüringer Richtung gegangen sind, aber desto mehr Laien. Auch anderwärts haben DC-Gruppen sich den Thüringern angeschlossen; für ihre nationalkirchliche Idee gibt es jetzt ein Netz von Organisationen fast über ganz Deutschland hin. In Thüringen selbst haben die Mittelgruppe und die BK sich gegen die DC enger zusammengeschlossen und einen Vertrauensrat gebildet. Nach Mecklenburg ist an den Bruderrat ein ebensolches Schreiben des Reichskirchenministeriums ergangen wie an den Thüringer Bruderrat: kirchenbehördliche Befugnisse dürfe er nicht beanspruchen, aber mit Wahrung der Interessen der im Landeskirchenrat nicht vertretenen Gruppen sei der Reichskirchenminister bereits beschäftigt (auch der mecklenburgische Oberkirchenrat ist rein deutschchristlich, mit Neigung zur Deutschkirche hin, und hat sich gegen den Reichskirchenausschuß gewandt).

Evangelium. Daß das Christentum geschädigt wird, sittliche Verwirrung eintritt und viele Mißdeutungen der evangelischen

Botschaft eintreten können, wenn über dem Wort „Evangelium", frohe Botschaft, Gnadenverkündigung, der heilige Ernst der Forderung Gottes vergessen wird, davon handelt ein Schreiben des schwäbischen Dekans i. R. Eytel an Landesbischof Wurm. Er sagt: „Der Name ‚Evangelium' ist unklar. So wie er da steht, läßt er denen Berechtigung, die unter Evangelium nur die Gnadenpredigt verstehen und sie dann nach ihrem ‚Gewissen' auslegen. Für unseren Herrn aber ist es gerade so wesentlich, daß er die Forderung Gottes an den Menschen aufrechterhält und zwar im umfassendsten, innerlichsten und strengsten Sinn, der sich denken läßt und nie so von einem Menschen gedacht worden ist. Zwischen den Forderungen der Bergpredigt und der Sünderliebe Jesu ist kein Spalt oder Reibung oder Ausgleich; Gott ist nicht Herr Himmels und der Erde, aber auch Vater, sondern Herr, indem er Vater ist, und Vater, indem er Herr ist. Das beweist Jesu persönlicher Eindruck. Seine heilige Hoheit zieht die Herzen an; seine Güte erregt Entsetzen und Zerknirschung, niemals ein Leichtnehmen der Sünde. Die heilige, Gehorsam gebietende Majestät Gottes in ihrer unlöslichen Verbindung mit seiner Vertrauen suchenden und schaffenden Liebe macht ja, wie wir an Jesus erkennen, die Erkenntnis der Sünde erst möglich und ihre Vergebung erst glaublich und verständlich.

Aber solange das Evangelium ‚bekannt' wird, ohne daß die heilige Majestät Gottes bewußt und bestimmt mit der Gnadenpredigt verbunden ist, so lange gibt es keine Schutzwehr gegen die verhängnisvolle Abschwächung des Christentums. Der Fehler, nur die Gnadenpredigt für das Wesentliche des Evangeliums zu halten, wird seit dem 19. Jahrhundert gemacht, und ich habe nun lange genug gelebt, um erkannt zu haben, wie furchtbar seine Folgen sind ..."

Zwei Schwaben von sehr verschiedener Art, beide treue Mitarbeiter der CW, sind in den letzten Wochen abgerufen worden, Günther und Planck. Rudolf Günther, ein Theolog von feinster ästhetischer Begabung, war durch Schwerhörigkeit früh gezwungen worden, sein Amt als Dekan in Langenburg aufzugeben. Er hat dann noch Jahrzehnte hindurch Geschichte der kirchlichen Kunst in Marburg gelehrt. Seine letzte Veröffentlichung galt seiner ersten Frau, der unvergessenen Dichterin Agnes Günther (vgl. Sp. 147 f.). Reinhold Planck war aus innerstem Antrieb selbständiger Denker, Sohn des einst kaum gebührend gewürdigten, aber in engerem Kreise immer hochgeschätzten Philosophen Karl Christian Planck. Seine Überzeugung von der wesentlichen Wahrheit evangelischen Christentums hat er in den letzten Jahren namentlich auch in immer neuer Auseinandersetzung mit Hauer bekundet. Sein Verlangen, die Motive der Gegner unsres Glaubens gerecht zu würdigen, war ein Stück seines nimmer müden Wahrheitssinnes.

Der Evangelische Bund feiert vom 10. bis 12. Oktober in Erfurt sein 50jähriges Bestehen. Zur Wahrung gemeinsamer Interessen die deutschen Protestanten zusammenzuschließen, wie er das von Anfang an gewollt hat, ist heute besonders nötig. Soviel ich weiß, leben von den Teilnehmern der Erfurter Gründungsversammlung des Bundes heute nur noch zwei, Senior i. R. D. Bornemann in Frankfurt a. M. und Rade. In ihrer ersten Zeit erschienen beide, der Bund und die CW, als eng zusammengehörig; ein Gruß zum Jubiläum des Bundes soll der Aufsatz Rades „Organ des Evangelischen Bundes" in dieser Nummer der CW sein.

Ein Treffen englischer und nordischer Theologen fand Anfang September auf dem Rittergute Fritzoehus des bekannten norwegischen Gutsbesitzers von Treschow statt. Die Anregung zu diesen Zusammenkünften ist von Söderblom ausgegangen. Das Treffen auf Fritzoehus war das vierte dieser Art. Es waren 16 Teilnehmer zusammengekommen, davon 6 Engländer; ihr Leiter war Dr. Parsons, Bischof von Southwark. Aus Schweden nahmen u. a. teil Bischof Aulen, aus Norwegen Prof. Lyder Brun; den Vorsitz führte der norwegische Bischof Berggrav. Das Hauptthema war: „Die Kirche", einzelne Themen: „Die Begründung der Kirche im Neuen Testament", „Die dogmatische Ausgestaltung des Kirchenbegriffes", „Die Sakramente der Kirche" usw. Die Anglikaner konnten sich eine vollständige kirchliche Zusammenarbeit insbesondere auch mit Abendmahlsgemeinschaft nicht denken, bevor apostolische Sukzession der Bischöfe und Kirchenverfassung durch eine offizielle Übereinkunft zwischen den Kirchen geregelt seien. Von skandinavischer Seite betonte man die geschichtliche Tatsache der Reformation, daß der Bruch mit der Romkirche eben gerade aus dem Gedanken der Reinheit des Evangeliums und des Zusammenhanges mit der apostolischen Lehre notwendig geworden sei. Man könne daher sagen, daß die norwegische Kirche die apostolische Sukzession nach ihrem inneren Wert besitze, selbst wenn sie sie äußerlich gesehen verloren hat, indem Bugenhagen, der selbst nicht Bischof war, von Luther dazu ausersehen wurde, Superintendenten und Pfarrer zu weihen. Indessen war auf skandinavischer Seite Willigkeit vorhanden, den englischen Standpunkt zu verstehen insofern, als man eine Ordnung für denkbar hielt, die von beiden Seiten anerkannt werden und zu einer intimeren Zusammenarbeit zwischen den Kirchen führen könnte. Das Treffen erhielt einen schönen Abschluß, indem der anglikanische Bischof und Bischof Berggrav im Gottesdienst in der Kirche zu Tanum am 6. September beide predigten; es wurde dabei auch eine große Abendmahlsfeier gehalten, an der aber die Anglikaner trotz des starken Gemeinschaftsgefühls nicht teilzunehmen vermochten, während sich die Skandinavier ohne weiteres in der Lage gefühlt hätten, an einer anglikanischen Abendmahlsfeier teilzunehmen.

In der nächsten Zukunft sind ähnliche Zusammenkünfte in Sigtuna und Stockholm geplant.

Aus dem Ertrag der Besprechungen ist noch hervorzuheben die Anerkennung der Notwendigkeit einer Umgestaltung der Verkündigung; diese muß weniger theologisch und mehr praktisch werden. Auf der Tagung spielte auch die Gruppenbewegung eine Rolle. Die anwesenden Engländer standen ihr meist ablehnend gegenüber, während die Skandinavier hervorhoben, daß die Bewegung in den skandinavischen Ländern nicht nur eine weitgreifende Erweckung unter den Gebildeten hervorgebracht hat, sondern durch ihre kirchliche Haltung und durch die Beteiligung vieler Pfarrer wesentlich zur Stärkung der Stellung der Kirche und zu ihrer Belebung durch verstärkten Gottesdienst- und Abendmahlsbesuch beigetragen habe.

Weinel †. Bei Abschluß dieser Nummer trifft die Nachricht ein, die viele Freunde in tiefe Trauer versetzen wird: Weinel, der im Frühjahr eine schwere Operation durchgemacht hatte, im Sommer wieder recht frisch erschien, den aber plötzlich aufs neue eine Nierenerkrankung befallen hatte, ist in Jena gestorben, 62 jährig. Es ist heute noch nicht die Stunde, zu sagen, was er denen war, die ihn näher kennen lernen durften, in Thüringen, in Deutschland, in der weiten Welt. Wir werden diesen Kämpfer für die Wahrheit, der doch ein Kind des Friedens war, ein strenger Forscher und ein Jünger Jesu, in den Wirren der Gegenwart und gerade in dem Streit der Thüringer Kirche aufs schmerzlichste vermissen. M

Die deutschen Methodisten haben auf ihrer Zentralkonferenz vom 16. bis 20. Sept. in Frankfurt a. M. Dr. Otto Melle, den bisherigen Direktor des Predigerseminars der Methodistenkirche in Frankfurt, zum Bischof berufen. Die Verhandlungen wurden von Bischof D. Nuelsen geleitet, der in Verbindung mit Bischof D. Wade, Stockholm, Altpräsident D. Lofthouse von der Methodistenkirche in England und einigen deutschen Distrikts-Superintendenten die Weihe und Amtseinführung des neuen Bischofs vollzogen. Die Methodistengemeinden in Deutschland sind damit von dem mitteleuropäischen Sprengel abgetrennt und in einem deutschen Sprengel zusammengefaßt worden, dessen Leitung nun in den Händen von Bischof Dr. Melle mit dem Wohnsitz in Berlin liegt. Ihm ist ein Kirchenvorstand zur Seite gestellt worden. Die neue Regelung ist mit Zustimmung des Reichskirchenministeriums erfolgt. Der Methodistenkirche in Österreich, Ungarn, Bulgarien, Jugoslawien, Italien und der Schweiz steht Bischof D. Nuelsen, der zugleich Senior im Bischofskollegium der Methodistenkirche ist, mit dem Sitz in Genf auch weiterhin vor. An Stelle von Melle wurde der bisherige Dozent am Predigerseminar in Frankfurt, Superintendent Ernst Sommer Direktor des Seminars.

Versammlungskalender

5.—9. Oktober Apologetisches Seminar der Lutherakademie Sondershausen.
9.—13. Oktober Evangelische Woche Siegen.
11. Oktober 50 Jahr-Feier des Evangelischen Bundes Erfurt.
11.—15. Oktober Evangelische Woche Flensburg.

Die nächste Nummer erscheint am 24. Oktober 1936
Für den Inhalt verantwortlich: Prof. D. H. Mulert
Leipzig-Markkleeberg-West, Hindenburgstr. 34
Fernspr. Leipzig 363 98

Diesem Heft liegt eine Prospektbeilage des Furche-Verlag, Berlin bei. Um freundliche Beachtung wird gebeten.

Satz und Druck der Offizin Haag-Drugulin in Leipzig

Wichtige Neuerscheinungen

Sommer 1936

HANS ASMUSSEN

Das Kirchenjahr

(Gottesdienstlehre 2. Band). Kartoniert 2.60 RM

Das Hauptverdienst des Buches scheint mir zu sein, daß es den Rhythmus des Kirchenjahres als kirchlichen Maßstab für die sonntägliche Verkündigung sichtbar macht. Asmussen deckt überzeugend die Zusammenhänge auf, nach denen das Kirchenjahr aufgebaut ist, und weist in seinen Homilien für jeden Sonntag auf den Schatz echt kirchlicher Auslegung hin, der in der jeweiligen Anordnung von Evangelium und Epistel beschlossen liegt. (Junge Kirche)

K. L. Schmidt, E. Gaugler, R. Bultmann, A. Gilg, E. Wohl, M. Dominice

JESUS CHRISTUS

Im Zeugnis der Heilig. Schrift und der Kirche

Geheftet 6.– RM, gebunden 7.– RM

Dies Werk stellt dar, was man landläufig eine „Christologie" nennt, also zentrale Erörterungen zur Christusverkündigung der Kirche. Eine solche kirchliche Christologie hat lange gefehlt und beansprucht deshalb hervorragende Bedeutung, weil hier sachverständige Theologen die wichtigsten Probleme behandeln, und zwar: Das Christuszeugnis in den synoptischen Evangelien – im Johannesevangelium – bei Paulus, bei Luther – bei Calvin und in der altchristlichen Theologie.

WALTER KRECK

Die Lehre von der Heiligung bei H. F. Kohlbrügge

Es liegt ein besonderer Reiz darin, Kohlbrügge, dem großen Einsamen und Unbekannten unter den Theologen des vorigen Jahrhunderts nachzugehen und festzustellen, wie das eine ihm so am Herzen liegende Thema von der freien Gnade oft bis in die feinsten Verästelungen hinein seine Worte bestimmt, so daß man immer wieder staunen muß, bis zu welcher Tiefe der Schrifterkenntnis dieser Schüler der Reformatoren, der sich nicht in eine theologische Richtung einordnen läßt, vorgedrungen ist.

KIERKEGAARD

Das Evangelium der Leiden

(Drei christliche Reden). Zweite Auflage. Kartoniert 2.– RM

Hier redet Kierkegaard praktisch und für jeden Christen verständlich. Er geht jedesmal vom wirklichen Leben aus und führt dann in die Tiefe der christlichen Gedanken hinein: Das Leid wird nur verstanden im Blick auf Jesus Christus. (Theologische Literaturzeitung)

MARTIN LUTHER

Von der Obrigkeit in Familie, Volk und Staat

Gebunden 7.– RM

In diesem Band sind zusammengefaßt die Schriften Luthers über die staatliche und gesellschaftliche Ordnung, über den der Obrigkeit zu leistenden Gehorsam, die staatliche Güterordnung, das eheliche Leben, über Schulen, Heeresdienst usw., „also Themata, die in das große Zeitgespräch von Volk, Staat und Familie eingreifen. Vorzüglich sind die dazu gegebenen Erklärungen, die sich nicht nur auf Nachweise und Worterklärungen beschränken, sondern zum Teil auch Historisches und Grundsätzliches enthalten". (Protestantische Rundschau)

EDMUND SCHLINK

Der Mensch in der Verkündigung der Kirche

Geheftet 6.30 RM, gebunden 7.50 RM

Der bekannte Bethelet Theologe unternimmt hier den Versuch, auf einem der schwierigsten und gefährlichsten Gebiete theologischen Denkens und Lehrens Ordnung zu schaffen. Durch die gewaltigen Umwälzungen unserer Zeit ist die Frage: Was ist der Mensch? so uns alle bewegend, wieder vor uns aufgetaucht, daß es an der Zeit war, nun endlich die evangelisch-biblische Antwort darauf zu geben und die ganze Frage ins Licht des Evangeliums zu rücken. Vorliegendes Buch wird die Gemüter heiß beschäftigen und nicht nur für den Prediger, der Gottes Wort verkünden soll, unüberhörbar sein, sondern auch in Seminarübungen zu Grunde gelegt werden und den Gebildeten Entscheidendes zu sagen haben.

ERNST STEINBACH

Die Auflösung des Protestantismus

Kartoniert 4.50 RM

Dies Buch bedeutet eine „Aufrüttelung der kirchlichen und unkirchlichen Christen, die eins sind in der Torheit und Trägheit des Herzens". Es geht hier in der Tat um tiefe und ernste Fragen, die nicht überhört werden dürfen.

CHR. KAISER VERLAG, MÜNCHEN

In Kürze erscheint:

Karl Heussi

Professor der Kirchengeschichte an der Universität Jena

War Petrus in Rom?

Etwa 80 Seiten. Preis etwa RM 2.–

Alle bisherigen Erörterungen der Frage, ob Petrus in Rom war, mochten sie eine positive oder eine negative Antwort ergeben, haben über den Bereich des Wahrscheinlichen nicht hinauszuführen vermocht. Das Ergebnis war stets abhängig von einer Anzahl Voraussetzungen, von denen jede einzelne unsicher blieb; so konnte nur eine subjektive Stellungnahme die Entscheidung geben. Die vorliegende Untersuchung zeigt, daß sich sehr wohl ein völlig schlüssiger Nachweis erbringen läßt, daß Petrus nicht in Rom gewesen sein kann! Auch die Herkunft des 1. Petrusbriefes wird in die Untersuchung hereingezogen.

Dabei handelt es sich um keine müßige Gelehrtenfrage; die Möglichkeit der Begründung des Papsttums hängt von ihr ab! Heute, da alle „Grundlagen" von neuem überprüft werden, wird die streng wissenschaftlich gehaltene, aber dem Laien voll verständliche Schrift vielen zur eigenen Urteilsbildung willkommen sein!

Leopold Klotz Verlag / Gotha

Ein menschliches Dokument von seltener geistiger und seelischer Tiefe,
in erster Linie ein Frauenbuch, das aber auch dem Manne viel zu denken gibt!

Ende Oktober erscheint:

Ströme der Liebe

Ein Briefwechsel

Herausgegeben von Leopold Klotz

Etwa 400 Seiten. Preis broschiert RM 4.40, in Ganzleinen RM 5.80

Subskriptionspreis bis zum Erscheinen RM 3.50, in Leinen RM 4.65

In den hier veröffentlichten Briefen stehen sich zwei deutsche Menschen aus verschiedenen Epochen gegenüber. Eine Führernatur der Vorkriegszeit, ringt sich die Frau in einem Briefwechsel mit einem um Jahrzehnte jüngeren Freund zur Erkenntnis der Aufgaben unserer Gegenwart hindurch. Sie, die während eines langen Lebens vielen Tausenden von Frauen Mutter, Helferin und Freundin war, findet die Größe, sich in ihren letzten, an Schicksalsschlägen, Liebe, Verantwortung und Tat reichen Lebensjahren führen zu lassen. Ihrem selbstlos helfenden und dienenden Freund standen als bildendem Künstler Gestaltungskraft, als Sohn eines alten führenden Waldensergeschlechtes germanischen Ursprungs ein unerschütterlicher Glaube zur Verfügung.
Diese Briefe von Dr. h. c. Hedwig Heyl und dem Münchener Maler Eugen Vinnai erstrecken sich über die für unser deutsches Volk so entscheidenden Jahre 1930 bis 1934.
Warum veröffentlichen wir diesen Briefwechsel? Wir glauben, daß die Kraft selbstlosen einander Dienens, daß diese „Ströme der Liebe" vielen Menschen zum Erlebnis und Wegweiser werden können. Als Führer oder Geführte lehren sie uns, wechselvolle Schicksale zu bestehen und den rechten Weg zu finden zum Heile der Gemeinschaft aller, deren Herzen dem großen Strom der Liebe offenstehen.

Unter der deutschen Frauenliteratur wird dieses Buch zu den wenigen gehören, die ihren Wert durch Jahrzehnte bewahren. Aber auch der Mann wird die Beschäftigung mit diesem Buche als einen Gewinn für sich buchen können. Daß solche Briefe in unseren Tagen noch wirklich geschrieben wurden, ist Überraschung und Hoffnung zugleich.

Leopold Klotz Verlag / Gotha und Leipzig